

1 Leistung im Sport – zwischen soziologischer und anthropologischer Bestimmung

Die spezifische Erscheinungsform des Leistungsprinzips unserer »(spät)modernen« Gesellschaft wird bei einer genaueren Betrachtung der Entwicklungsgeschichte hin zum heutigen Leistungsverständnis besonders deutlich. Gleichzeitig zeigt sich dabei die enge Verflechtung, die zwischen dem Leistungsdenken von Gesellschaft im Allgemeinen und Sport im Speziellen besteht. Die Sportsoziologie hat dieses Wechselverhältnis zum Gegenstand ihrer Forschung gemacht. In diesem Zusammenhang ergibt sich in Bezug auf die vorliegende Arbeit eine zentrale Frage, welche die Einordnung des Leistens zwischen gesellschaftlichem Prinzip und anthropologischem Wesensmerkmal des Menschen betrifft. Wie kommt das Leistungshandeln zustande? Inwiefern liegt der Wille zum Leisten im Menschen selbst begründet und inwiefern ist ihm innerhalb unserer Gesellschaftsstrukturen ein bestimmtes Leistungsprinzip auferlegt? In welchem Verhältnis stehen diese äußeren und inneren Faktoren zueinander? Welche Erklärungs- und Begründungszusammenhänge diesbezüglich in der Literatur auszumachen sind und welche theoretischen Positionen soziologischer, anthropologischer und pädagogischer Fassung demzufolge als theoretischer Analyse Rahmen für den empirischen Teil dieser Arbeit dienen können, soll im weiteren Verlauf dieses Kapitels geklärt und dargestellt werden.

Die Leistungsthematik ist folglich mit sehr grundsätzlichen, gesamtgesellschaftlichen Rahmenbedingungen und Entwicklungen verwoben. Zugleich handelt es sich beim Leisten um ein Wesensmerkmal des Menschen (vgl. Lenk 2010), das sich innerhalb gesellschaftlicher Strukturen ausprägt. Dementsprechend spielen beide Perspektiven für die vorliegende Auseinandersetzung eine wichtige Rolle. Die Auswahl entsprechender soziologischer und anthropologischer Bezüge folgt dem Fokus auf das Leisten im (Trend)Sport. Für die Bestimmung des Leistungsprinzips sind gesellschafts- und handlungstheoretische Auseinandersetzungen notwendig, ohne die die meisten fundierten sozialwissenschaftlichen Arbeiten ohnehin nicht auskommen (vgl. Schimank 2013, S. 5f.).

Auf der Suche nach den Anfängen des modernen Leistens werden die Grundpfeiler des Leistungsbegriffs offenkundig, die eng mit denen unserer Gesellschaft

zusammenhängen. Die zunächst folgenden Darstellungen reichen dementsprechend von einer allgemeinen sozialgeschichtlichen Perspektive, zu konkreten Entwicklungen im Bereich des Sports, wobei beides nur unvollständig und selektiv bleiben kann. Bei der zunächst chronologischen Betrachtung findet neben dem Vorschreiten auf dem Zeitstrahl immer auch eine Fokussierung auf den (Trend)Sport und hier bereits auch auf sportpädagogische Aspekte statt. Auch dabei erfolgt wiederum eine Auswahl zugunsten der für die Entwicklung des Leistungsbegriffs relevanten Aspekte (Kap. 1.1).

Die Entwicklung des »modernen« Leistens hat im auslaufenden 18. Jahrhundert begonnen, wo bekanntlich mit der Französischen Revolution in Frankreich, der Industriellen Revolution ausgehend von England und der beginnenden »Aufklärung« zentrale politische, ökonomische und philosophische Wandlungsprozesse eingeleitet wurden. Der Zeitraum um das Jahr 1800 herum wird demnach auch als Hochphase der als »Moderne« bezeichneten Epoche angesehen, in der sich Prozesse der Rationalisierung, Differenzierung, Individualisierung und Domestizierung vollzogen haben, die starke Auswirkungen auf das damalige Leben und Denken hatten. Diese Epoche hält bis heute an und wird aufgrund der Tatsache, dass die Gesellschaft, beziehungsweise ihre Mitglieder, zunehmend die Ambivalenz und Paradoxie dieser Wandlungsprozesse auf struktureller, kultureller, persönlicher und global-klimatischer Ebene erkennen und vor Augen geführt bekommen, seit den 1970er Jahren als »Spät- oder Postmoderne« oder auch »reflexive Moderne« bezeichnet. Die veränderte Denkweise seit dieser Zeit – ein zunehmend kritisches Hinterfragen der Fortschrittsentwicklungen – ist im Verlauf dieses Kapitels in zweifacher Hinsicht von besonderer Relevanz (vgl. Degele & Dries 2005, S. 9–41).

Zum einen gilt dies, weil mit ihr eine tiefergehende Auseinandersetzung mit dem Leistungsprinzip einhergegangen ist, die erhebliche Präzisierungen hervorgebracht hat. Einige der aus dieser kritischen Diskussion hervorgegangenen theoretischen Betrachtungen des Leistungsprinzips werden im weiteren Verlauf des Kapitels genauer betrachtet (1.2). Insbesondere werden die Perspektiven von Gebauer (1972) und Klafki (1964) vorgestellt, womit sowohl ein (sport)soziologischer als auch ein pädagogischer Blickwinkel auf die Leistung (im Sport) eingenommen wird. Mit Gebauer geht es um Aktions- und Präsentationsleistung (Kap. 1.2.1) sowie die Frage nach der »manipulierten« und »entfremdeten« Leistung. Mit Klafki wird Leistung als Können und Könnensbewusstsein erörtert (Kap. 1.2.2).

Zum anderen gilt dies, weil aktuelle Entwicklungstendenzen im Sport auch im Kontext dieser gesellschaftlichen Entwicklungen gedeutet werden. Sportsoziolog*innen, die sich mit der Thematik des Trendsports beschäftigen, beschreiben dementsprechend auch den Zusammenhang zwischen gesellschaftlichen Verhältnissen und der Trendsportkultur, die immer wechselseitig aufeinander wirken. In diesem Hinblick stellt sich die Frage, welche Auswirkungen die gesellschaftlichen Veränderungen auf die Gestaltung von Sport und Bewegung haben. Es wird darum

gehen, welche Besonderheiten den Trendsport charakterisieren (Kap. 1.4.1). Dazu wird die bisherige Bestimmung und Diskussion des Trendsport in der Sportsoziologie und -Pädagogik dargestellt, wobei die Arbeiten von Schwier (u.a. 2003 & 2008) maßgeblich sind, sie werden durch weitere Perspektiven ergänzt, wie die Systemtheoretische von Bette (1999, 2004 & 2011). Anschließend wird danach gefragt, inwiefern der Trendsport aus einer körpersoziologischen Perspektive genauer bestimmt werden kann, wozu insbesondere die Arbeiten von Gugutzer (2004 & 2012) betrachtet werden und zu Gebauer et al. (2004) in Bezug gesetzt werden (Kap. 1.4.2).

Als weiterer theoretischer Bezugspunkt ist die Zivilisationstheorie von Elias in den Blick geraten, welche die Veränderungsprozesse der »Modernisierung« auf gesellschaftlicher (Soziogenese) und persönlicher (Psychogenese) Ebene betrachtet und eine Entwicklung vom Fremd- zum Selbstzwang ausmacht (Kap. 1.3). Damit wird die in Kap. 1.1 eingeschlagene entwicklungsgeschichtliche Betrachtungsweise fortgeführt und eine Perspektive auf den Trendsport eröffnet, nach der er sich von externen Zwängen und von außen vorgegebenen Strukturen abzuwenden versucht. In Fortsetzung von Elias analysiert Dunning die Figuration des Leistungssports auf der Grundlage seiner Entwicklung aus dem englischen Sport. Dunning beobachtet im Vergleich zum ursprünglich rein »spaßorientierten« Sport und der Orientierung an »Muße« eine zunehmende Ernsthaftigkeit des Tuns, die auch mit verstärkter Wettkampforientierung und Leistungsdenken einhergehe (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 169–229). Es stellt sich die Frage, wie das Leistungshandeln im Trendsport aus diesem Blickwinkel aussieht.

Nach der Darstellung des zivilisationstheoretischen Blicks auf den leistungsorientierten Sport ist zur Bestimmung des Leistungsprinzips im Trendsport eine Annäherung an den – sehr unscharfen – Trendsportbegriff und die unter ihn fallenden Handlungspraktiken notwendig. Es folgt in Kap. 1.4 dementsprechend eine Darstellung zu bisherigen Auseinandersetzungen mit diesem vorrangig in Szenen ausgeübten Sport. Unter diesen überwiegend sportsoziologischen Betrachtungen der aktuellen Entwicklungstendenzen finden sich verschiedene Perspektiven und Blickwinkel. Sie reichen von dem Standpunkt der Angleichung des Trendsports an den bestehenden Sport bis hin zur Betonung der Andersartigkeit des Trendsports. Schwier versteht unter Trendsport »neuartige bzw. lifestylegerecht aufbereitete Bewegungsformen« mit Verbreitungspotential, welche die »eingewöhnten Sportvorstellungen überschreiten und zuvor unbekannte oder vernachlässigte Auslegungen des menschlichen Sich-Bewegens in unseren Horizont rücken« (Schwier 2003, S. 18). Es werden die zentralen Charakteristika des Trendsports nach Schwier (2003) beschrieben, sowie der gesellschaftliche und strukturelle Rahmen erörtert, in dem sich der Trendsport entwickelt und es erfolgt eine Darstellung der körpersoziologischen Betrachtungsweise, welche die Erfahrungen der Sportler*innen in den Mittelpunkt stellt. Dabei wird sich zeigen, inwiefern das Handeln der Trend-

sportler*innen als auch die dahinterliegenden Erlebnisbedürfnisse im Kontext der »spätmodernen« Gesellschaft verortet werden können (vgl. Gugutzer 2012).

Für die »Hochmoderne« erscheint das neu aufkommende Fortschrittsdenken spezifisch zu sein, welches auf das moderne Leisten verweist. Dieses kennzeichnet sich durch einen Komplex aus Steigerung, Spannung und Geschwindigkeit. Insbesondere das Rekordstreben ist eine wesentliche Neuheit dieser Zeit und ist seitdem aus dem modernen Leistungsverständnis – nicht nur des Sports – kaum noch wegzudenken (vgl. Eichberg 1984, S. 98, Degele & Dries 2005, S. 21, 35–39). Es wird dementsprechend um die Frage gehen, wie der Trendsport vor diesem Hintergrund zu verstehen ist.

Dieser Ausblick soll nun zum Ausgangspunkt der folgenden Darstellungen werden und ist gleichzeitig die wesentliche Thematik des ersten Unterkapitels, in dem es nun um die Entwicklungsgeschichte des modernen Leistungsprinzips im Sport geht.

1.1 Entwicklungsgeschichte des Prinzips

Das »moderne« Leistungsverständnis ist heutzutage derart allgegenwärtig, selbstverständlich und wird als universell angenommen, dass seine *Kontingenz* kaum möglich erscheint. Weil es so tief in die Grundfesten unserer Gesellschaft und unseres Denkens eingewoben ist, scheint die Abwesenheit des Prinzips und seiner Erscheinungsform kaum vorstellbar. Immer dann, wenn etwas derartig selbstverständlich ist, sogar schon natürlich erscheint, fällt es schwer, die Eigenheit der Sache noch zu erkennen. In diesem Fall ist eine entwicklungsgeschichtliche Betrachtung äußerst hilfreich, weil sie das »Anders-Möglich-Sein« aufzeigt und damit die Sensibilität für die Besonderheiten des als universell Wahrgenommenen steigert beziehungsweise erst ermöglicht. Es gilt zu bemerken, dass das Prinzip universell ist, seine Erscheinungsform und Ausgestaltung nicht. Um das Besondere des »modernen Leistens« herauszustellen, werden deshalb einleitend zwei geschichtliche Kontraste aufgemacht, bevor dann wesentliche Entwicklungsschritte hin zum modernen Leistungsverständnis aufgezeigt werden.

Einen ersten Kontrast stellt die Kraftkultur des 15. und 17. Jahrhunderts dar. Sie kam zum Ausdruck, wenn man sich beispielweise im Armdrücken auf Volksfesten maß. Der Sieger wurde zwar geehrt und ihm wurde entsprechendes Ansehen zuteil, manchmal ging es auch um Preise, es gab jedoch kaum absolute Messungen, sondern vielmehr relative Vergleiche. Die Angaben über die erbrachten Leistungen waren häufig eher geschätzt als gemessen, was nicht an der fehlenden Messtechnik lag, diese war bereits verfügbar. Vielmehr war es darin begründet, dass die Ergebnisse dieser »Wettkämpfe« eine strukturell andere Bedeutung hatten als im heutigen Leistungssport. Es ging damals darum, eine Eigenart einer erinnerungswürdigen

Person festzuhalten. Man konnte den Gewinner beispielsweise als Stärksten im Dorf ausmachen, es war aber nicht möglich, die Leistung darüber hinaus vergleichbar zu machen. Dementsprechend gab es damals noch keine Rekordlisten und vor allem auch kein gezieltes oder systematisches Training hin auf diese Leistungen, was sich stark vom »modernen Leisten« unterscheidet. Die Steigerung der Leistungswerte war kein zentrales Anliegen dieses Männervergleiches, ebenso wie diese Leistungen nicht festgehalten wurden, wohingegen beispielsweise über die Aufwendungen für Schützenpreise genau Buch geführt wurde.

Diese volkstümliche Spielkultur mit ihren kampfbetonten Kräftevergleichen war weder Leistungssport noch entwickelte sie sich zum industriegesellschaftlichen Sport weiter. Sie verschwand im 17. und 18. Jahrhundert unter der Einflussnahme der Obrigkeiten oder wurde teilweise zu Exerzierformen verändert (vgl. Eichberg 1984, S. 96f.).

Des Weiteren stellt auch die höfische Kultur des 17. und frühen 18. Jahrhunderts einen Kontrast dar. Bei den Exerzitien und Formalübungen der Oberschichten wie zum Beispiel den Reitformationen und höfischen Tänzen ging es um Maßhalten statt Wettkämpfen. Resultate und Leistungsmessungen spielten nur eine marginale Rolle. Lediglich in einigen »Disziplinen« ging es um die erzielten Ergebnisse, welche teilweise mit Preisen honoriert wurden. Auch hier hatte das Festhalten des Ausgangs keinen Stellenwert, weder wurden Rekorddaten noch andere Erfolge überliefert. Leisten hieß damals, einer vorgegebenen Verpflichtung nachzukommen und Pflichten zu erfüllen, welche man jemandem schuldig war. Man leistete einen Dienst ab. Das damalige Leisten benötigte stets ein Objekt, an dem es sich ausrichtete und welches seine inhaltliche Füllung erst ermöglichte. Auch den Begriff der Leistungsfähigkeit gab es zu dieser Zeit noch nicht. Dementsprechend ging es bei den Tänzen und Reitübungen darum, das rechte Maß, die ästhetisch-formale Ordnung und die Normen einzuhalten. Es ging nicht darum, die Normen zu übertreffen, so wie es für das »moderne Leisten« kennzeichnend ist. Stattdessen waren die Normen charakterisiert als fein, galant, geschickt, manierlich, perfekt, vollkommen, wohlgefällig, wohlproportioniert oder zierlich – um nur einige Beispiele zu nennen. Diese Charakteristika entsprechen dem, was sich in den »geometrisierten Körpern« vollzog (Eichberg 1984, S. 96). Dem »Primat der Haltung und der Präsentation«, der »vollkommenen Form« und der »Zirkulation« wurde Vorrang eingeräumt vor der »Produktion von Daten« und Fortschritt sowie der »Entwicklung in den offenen Zeithorizont hinein« (Eichberg 1984, S. 96, vgl. ebd., S. 95f.).

»Beides aber, Begriffe und Körper, verwies auf die Sozialgeometrie des sich entfaltenden Staates im Zeitalter des Absolutismus. Adlige Repräsentation und die Zirkularität des bürgerlichen Handelskapitals, Sozialdisziplinierung in Manufakturen und Kasernen bildeten den Kontext für die Konfigurationen des Denkens und Bewegens. Der Leistungssport war ihnen fremd.« (Eichberg 1984, S. 96).

Beide vormodernen Kulturen unterscheiden sich also insbesondere in Bezug auf die Vergleichbarkeit von Leistungen vom »modernen Leisten« und kannten auch den Leistungsbegriff als solchen noch nicht. Da Leistungen eine andere Bedeutung hatten, wurden Leistungen eher geschätzt als gemessen, obwohl es bereits messtechnische Möglichkeiten gab. Als wesentlicher Kontrast zum »modernen Sport« sind zusammenfassend das Fehlen von gezieltem und systematischem Training, Rekordlisten, sowie festgehaltenen absoluten Leistungsmessungen, die überregionale Vergleiche erst möglich machen, festzuhalten (vgl. ebd., S. 97).

Ein erster zentraler Entwicklungsschritt hin zum modernen Leistungsverständnis personifiziert sich – nicht nur mit Blick auf Sport und Bewegung – in GutsMuths, der ab 1786 Pädagoge und Gymnastiklehrer am »Philanthropinum« war, einer bedeutenden deutschen Reformschule in Schnepfenthal. Er übte mit seinen Schülern systematisch und arbeitete methodische Lehr- und Lernwege zu den Leibesübungen aus. GutsMuths etablierte das bis heute gültige methodische Prinzip »vom Leichten zum Schweren«. Er lehnte Zwang ab. Darüber hinaus war er einer der Ersten, der die Leistung exakt gemessen und akribisch festgehalten hat. Dafür entwickelte er zahlreiche Messverfahren und Geräte, wie zum Beispiel einen Armkraftmesser sowie Schub- und Stoßinstrumente. Darüber hinaus arrangierte er Wettkämpfe an der Reformschule in Schnepfenthal. Mit dem Begriff »Gymnastik« wollte er zeigen, dass er sich in der Tradition der von den Oberschichten angesehenen antiken griechischen Gymnastik verortete (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 88–91).

Im Gegensatz zu den Exerzitien ging es GutsMuths darum, dass seine Schüler die Normen übertreffen. Die Protokollierung der Leistungen war ihm, wie die Gesamtheit seiner Leibesübungen, insbesondere von pädagogischer Bedeutung. Über das Laufen heißt es in seiner »Gymnastik für die Jugend«:

»Die Übung selbst muß mit mehr Genauigkeit und gleichsam unter Berechnung angestellt werden, denn es ist bei aller Anstrengung auch für die Jugend angenehm, bestimmt zu wissen, was man geleistet hat und wieviel man mehr leistete als ehemals; kein echteres Aufmunterungsmittel als Erkennung des Fortschreitens.« (GutsMuths 1804, Nachdruck 1970, S. 90, zit. n. Eichberg 1984, S. 93).

Es ging GutsMuths nicht nur um die Verbesserung der absoluten Leistung, es war für ihn ebenso entscheidend, wie und unter welchen Umständen seine Schüler zu ihren Leistungen gelangten. Er beobachtete, ob sie das Resultat von Bemühungen waren oder aufgrund günstiger körperlicher Voraussetzungen zustande kamen. In seinen Rekordlisten hielt er dementsprechend nicht nur die erbrachten Leistungen fest, sondern auch die Rahmenbedingungen der jeweils erbrachten Leistungen wie zum Beispiel Bodenbeschaffenheit und Wetterverhältnisse. Im Philanthropinum führte er sogenannte »Meritentafeln« ein, in die, für alle erkenntlich, Nägel für

erbrachte Leistungen eingeschlagen wurden. Jeder Schüler konnte daran seinen Rang im Vergleich zu anderen ablesen.

Die Leistung des Einzelnen und die Möglichkeit, diese verbessern zu können, wurde von GutsMuths dementsprechend stark betont. Damit antizipierte er zentrale Prinzipien des »modernen« Sports- und Leistungsverständnisses und damit einhergehend des »modernen« Menschenbildes. Mit der Kraftvermehrung und der Perfektionierung der Messmethoden tauchen hier die Grundzüge des modernen Wettkampfsports mit seinen »cgs-Sportarten« erstmals auf, die nicht nur in ihrer Bezeichnung auf dem englischen Einheitssystem von »centimeter, gram, second« basieren (vgl. Eichberg 1984, S. 92).

Auch wenn sich die Philanthropen, die Menschenfreunde, als deren zweiter wichtiger Vertreter der Theologe und Gründer des Philanthrophinums Christian Gotthilf Salzmann zu nennen ist, auf die Erziehungsphilosophie Rousseaus beriefen, stellt ihr Ansatz eher den Gegenpol von Rousseaus »natürlicher Erziehung« dar. Zwar war der Ausgangspunkt jeweils der Körper, doch verstanden die Philanthropen mit der Erziehung ihrer Zöglinge hin zu nützlichen Mitgliedern der Gesellschaft Rousseau falsch. Er sah das Zusammenwirken von guten Einzelmenschen innerhalb der Gesellschaft als Grund für alles »Unnatürliche« und »Schlechte«. Rousseau erachtete die menschliche Kultur demnach als schlecht und hielt folglich auch nichts von einer Erziehung, die sich an dieser Kultur orientiert. Bis heute bewegt sich die körperliche Erziehung zwischen diesen beiden gegenüberliegenden Polen. Zum einen ist dies eine rationale, an »Nützlichkeit« orientierte Erziehung mit dem Ziel Kinder »gesellschaftsfähig« zu machen und sie in die herrschende Kultur zu integrieren. Zum anderen ist dies eine Leibeserziehung als Kulturkritik mit dem Ziel den Menschen zu seiner »Natur« zurückzuführen (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 88f., 92f.).¹

1 Mit GutsMuths und Rousseau zeigt sich bereits zu Beginn der Entwicklung einer pädagogischen Theorie der Leibeserziehung die Bandbreite des Theorie-Praxis-Bezugs. GutsMuths entwickelte seine Erziehungstheorie als Begründung der von ihm im Unterricht durchgeführten Leibesübungen, er war Lehrer und Erzieher – Praktiker. Hingegen ist Rousseaus Theorie einer negativen Erziehung nicht aus der Praxis entstanden, noch wurde sie mit der Absicht geschrieben, die erzieherische Praxis direkt zu beeinflussen oder unmittelbar zu verändern. Als Theoretiker nutzte er den Roman um seine philosophische Grundthese aufzuhellen, nach der der Mensch sein Glück in seiner Natur und nicht in der Kultur findet. Rousseau hatte als Philosoph und Schriftsteller dennoch großen Einfluss auf die politische und pädagogische Theorie. Er war mit seinen Werken ein wichtiger Wegbereiter im Prozess der französischen Revolution und der damit einhergehenden Aufklärung. Sein Denken hat damit noch heute einen großen Stellenwert und eine aktuelle Bedeutung, da die Zeit der Aufklärung, wie bereits dargestellt, die Grundpfeiler unserer modernen Gesellschaft begründet hat. Auch wenn Rousseaus Einfluss auf die Geistesgeschichte und Gesellschaftskonstitution von derartiger Relevanz ist, ist seine Verbindung zur Praxis deutlich anderes gelagert als die von GutsMuths, und das nicht nur aufgrund des Ausmaßes seines Einflusses. Vielmehr handelt es sich um

Diese Perspektive lässt sich auf das Verhältnis von Leistungssport und Trendsport übertragen, wobei der Leistungssport als Abbild der Gesellschaft und der Trendsport als Gegenwelt gedeutet wird. Entgegen derartiger Gegenüberstellungen wird hier ein komplexeres Verhältnis von Trendsport und Leistung angenommen, dass es genauer zu erforschen gilt.

Während die Perspektiven auf den Trendsport in Kapitel 1.4 genauer beleuchtet werden, soll an dieser Stelle abschließend der Zusammenhang zwischen Erziehungs-, Leistungs- und Sportverständnis bemerkt werden, der hier zumindest indirekt durchscheint. Das Sport- und Leistungsverständnis hat großen Einfluss auf die Art von Erziehung, welche in, durch und mit Sport stattfinden kann. Umgekehrt bedingt das Erziehungsverständnis die Art des Sports und des Leistens, die für eine bestimmte Erziehung zweckdienlich erscheint. In pädagogischer Hinsicht ergeben sich Unterschiede zwischen der Partizipation von Kindern und Jugendlichen im klassischen Leistungssport und jener in trendsportlichen Szenen. Zu diesem Aspekt werden sich in den empirischen Untersuchungen dieser Arbeit Ableitungen andeuten. Sie sind nicht das explizite Ziel dieser Forschungsarbeit. Leser*innen können jedoch vielfältige Anhaltspunkte zur Beantwortung dieser Fragestellung finden.

Auch die Frage nach dem Ursprung des Leistungsprinzips wird im Hinblick auf Rousseaus Perspektive auf Gesellschaft und Erziehung in gewisser Weise erneut aufgeworfen und um einige Anschlussgedanken ergänzt. Es erscheint offensichtlich, dass der »natürliche Mensch«, den Rousseau bewahren möchte, ein leistender Mensch ist. Und auch wenn Rousseau beabsichtigt, das Kind vor den schlechten Einflüssen der Gesellschaft zu bewahren, hat auch in seiner Erziehung das Wettkämpfen einen Stellenwert. Hierin scheint keine »unnatürliche« und »schlechte« Entwicklung im Zusammenwirken der Einzelpersonen innerhalb der Gesellschaft gesehen zu werden. Gehört also das Wettkämpfen ebenso wie das Leisten zur Natur des Menschen?

Inwiefern liegt das Leisten im Wesen des Menschen selbst begründet und inwiefern ergibt es sich aus der Gesellschaft, die die Einzelpersonen bilden und sich

eine andere Art der »Praxisrelevanz«, die am Beispiel des Erziehungsromans sehr deutlich wird. Das von Rousseau dargestellte Ideal ist in der Erziehungspraxis nicht zu erreichen und erscheint daher praxisfern. Seine Verbindung zur Praxis ist also sehr indirekt. Seine Theorie wird jedoch bis heute dazu genutzt, die Bedeutung der »natürlichen Erziehung« zu begründen und Fragen zu Zielen und Formen der am Körper ansetzenden Erziehung zu diskutieren. Hingegen konnte GutsMuths Theorie, die sich sehr direkt und konkret auf die Praxis bezieht und sich mit der Didaktik und Methodik beschäftigt, dazu dienen die Leibeserziehung als lehr- und lernbares Fachgebiet zu konstituieren (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 93f.). Hier zeigt sich bereits welche jeweils wichtige, aber unterschiedliche Bedeutung verschiedene Arten von Theorie für die Praxis haben können. Damit ist ein erstes Lösungsangebot für ein noch in der heutigen Sportpädagogik akutes Spannungsverhältnis gemacht. Das Verhältnis zwischen Theorie und Praxis wird in Kapitel 2.1.2. ausführlich thematisiert.

damit immer auch wechselseitig aufeinander beziehen? Was kommt von innen, was von außen? Da der Mensch niemals aus der Gesellschaft herausgelöst werden kann, um derartige Fragen zu untersuchen, verbleiben die Antworten auf philosophischer Ebene. Unstrittig ist dabei, dass sich Mensch und Gesellschaft gegenseitig bedingen und der Mensch die Gesellschaft konstituiert. Inwiefern ist das Leistungsprinzip durch das Wesen des einzelnen Menschen in die Gesellschaft gekommen und inwiefern hat es sich im Zusammenwirken der Einzelmenschen innerhalb der Gesellschaft entwickelt? Die vorliegende Auseinandersetzung geht davon aus, dass sowohl die anthropologische Perspektive auf das Wesen des Menschen als auch die soziologische Perspektive auf die Gesellschaft und das soziale Handeln des Menschen innerhalb dieser, seine jeweilige Bedeutung hat, um sich diesen Fragestellungen weiter anzunähern. Ein mehrperspektivischer Blick eröffnet in diesem Sinne immer die Möglichkeit zu umfassenderen Erkenntnissen.

In diesem Zusammenhang erscheint es auch logisch, dass Rousseaus Erziehungsroman »Emile« fiktiv ist. Emiles Erziehung, die im engen Sinne gar keine ist, sondern von der Grundidee getragen wird, dass sein Erzieher alle einer »natürlichen Entwicklung« hinderlichen äußeren Einflüsse von ihm fernhält, nennt Rousseau »negative Erziehung«. Rousseaus Zielsetzung war es, mit dieser Art von Erziehung zur »wahren Natur« des Menschen zurückzufinden und das »verdorbene« in der Kultur zu überwinden. Vielfältige körperliche Erfahrungen nehmen dabei die zentrale Stellung innerhalb des Erziehungs- und Entwicklungsprozesses ein. Das Kind soll beim Laufen, Spielen, Schwimmen, aber eben auch bei Wettkämpfen seine Wahrnehmung schärfen und seinen Körper einzuschätzen lernen. Es soll Sinne und Körper beherrschen sowie abgehärtet und gesund werden, sich seine Umwelt durch Bewegung erschließen (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 92f.).

In diesen Erziehungsabsichten lassen sich zentrale Aspekte eines Leistungshandelns sehen, ganz unabhängig davon, inwiefern das Kind vor der Kultur der Gesellschaft »geschützt« wird. Damit ist wiederum auf die Universalität des Leistens verwiesen, dem damit der Status des »Natürlichen« zugewiesen werden kann. Auch wenn das Leistungshandeln, wie in den bisherigen Ausführungen ersichtlich, in der Entwicklungsgeschichte durchaus unterschiedliche Ausgestaltungen hatte, so zeigt sich zugleich, dass es stets ein Leistungshandeln gab.

Der Beginn der Genese des modernen Leistens lässt sich um das Jahr 1800 verorten, in die Zeit, in der auch GutsMuths wirkte. Dass sich zu diesem Zeitpunkt tatsächlich etwas »Neues« entwickelte, was nicht schon immer da gewesen ist, haben die angeführten Kontraste gezeigt. Ebenso ist offensichtlich geworden, inwiefern gesamtgesellschaftliche Entwicklungen und jene im Bereich des »Sports« miteinander einhergehen. Dem »Sport« kann mitunter sogar eine leitende Rolle innerhalb dieser gesellschaftlichen Entwicklungen zugesprochen werden. Auch die wesentlichen und neuartigen Merkmale des modernen Leistungsverständnisses sind nun bereits herausgestellt worden. Im Folgenden sollen diese eine weitere Konkretisie-

rung erfahren, indem auf dem Zeitstrahl weiter vorangeschritten wird und weitere Entwicklungen im Hinblick auf Sport, Gesellschaft und Zeitgeist betrachtet werden.

Im Zusammenhang mit dem einleitend beschriebenen Fortschrittsdenken, das mit Beginn der Moderne immer präsenter geworden ist, wurde sowohl die Produktivität des Einzelnen als auch die der Länder forciert und entsprechenden Modellen unterworfen. Beispielhaft dafür stehen die zu dieser Zeit vorgenommenen Forschungen des französischen Naturwissenschaftlers François Peron, der einen Zusammenhang zwischen zivilisatorischer Produktivität und quasi-sportiver Körperentwicklung herstellte. Dazu erhob er in den Jahren 1800 bis 1804 Daten von Völkern des Südseebereichs mit einem »Dynamometer«. Er erstellte mit diesem Instrument zur Kraftleistungsmessung Tabellen zu den Körperkräften von Malaien auf Timor, Tasmaniern und australischen Aborigines, aus denen er genaue Übereinstimmungen ihrer durchschnittlichen Körperkraft mit ihrer Zivilisationsstufe ableitete. Er setzte die Ergebnisse ins Verhältnis zu den Werten der Franzosen und Engländer, was ihn darauf schließen ließ, dass die körperlichen Kräfte schwächer seien, je »wilder« das Volk sei. Im Umkehrschluss komme eine höhere Kraftleistung der »Vollendung der Zivilisation« näher (vgl. Eichberg 1984, S. 93f.).

Dieser Blick auf den Zusammenhang zwischen der Leistungsfähigkeit der »Körperkräfte« und der gesellschaftlichen Organisation spiegelt den damaligen Zeitgeist innerhalb des Prozesses der Produktivierung wider. Aus sportlicher Sicht begann hier mit den cgs-Sportarten der Wettlauf gegen die Uhr. In politischer Hinsicht war dies die Zeit des europäischen Kolonialismus. Es bestand in vielerlei Hinsicht ein Wettbewerb um höhere Leistungen gegeneinander. Der Weg des ständigen Fortschritts in genau eine Richtung – vorne – schien eindeutig. Der Gedanke des Imperialismus, des Kämpfens verschiedener Völker um die Vormachtstellung in der Welt, hat hier ebenfalls seinen Ursprung. Im intellektuellen Bereich ist diesen Prozessen durch die Verarbeitung der neuen Entwicklungen und Denkfiguren in Theorien und Modellen Rechnung getragen worden (vgl. ebd., S. 94). Der hier durchscheinende Fortschrittsidealismus hat sich als viel weniger eindeutig herausgestellt als er zu diesem Zeitpunkt erschien.

Einleitend wurden diese Umbrüche bereits als politisch, ökonomisch und philosophisch dimensionalisierte Modernisierungsschübe betitelt. Es wird nun deutlich, inwiefern diese Veränderungen das gesellschaftliche Leben sowie das Denken und Handeln umstrukturierten und dadurch eine Entwicklung hin zum heutigen Sport und dem damit im Allgemeinen einhergehenden Leistungsstreben erst ermöglicht haben. Inwiefern ein derartiges Leistungsstreben des Menschen durch die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen beeinflusst ist und in welcher Weise es sich um eine dem Menschen innewohnende anthropologische Größe handelt, bleibt weiter zu klären. Festzustellen ist an dieser Stelle erneut, dass die Genese des modernen

Leistens im Sport den gesamtgesellschaftlichen Entwicklungen hin zu einer Leistungsgesellschaft gefolgt beziehungsweise damit Hand in Hand gegangen ist.

Dies ist auch an der zu dieser Zeit in England stattfindenden Entwicklung zu sehen, wo eine den gesamtgesellschaftlichen Voraussetzungen entsprechende Vorverlagerung der Entstehung der modernen Leistungskultur zu sehen ist. Gemäß der von England ausgehenden industriellen Revolution mit der dafür zentralen Weiterentwicklung der Dampfmaschine von Newcomen durch Watt im Jahr 1865 und der damit einhergehenden Industrialisierung weist hier auch die Entstehung des Sports eine entsprechende Verfrühung auf. Diese nationale Ungleichzeitigkeit untermauert den dargelegten Zusammenhang zwischen den Entwicklungen in Gesellschaft und Sport. Die bereits seit dem 18. Jahrhundert in England aufkommenden Übungen um Sieg und Niederlage hatten ihre Vorläufer in den Pferde- und Laufrennen, die in Großbritannien bereits im 17. Jahrhundert stattfanden. Weitere wichtige Details zur Geschichte des englischen Sports werden im Kontext der Dunning'schen Figurationsanalyse in Kapitel 1.3. ausführlich vorgestellt und im Hinblick auf das Leistungsdenken und Handeln genauer untersucht.

Die bereits dargelegten Modelle der Körpererziehung von GutsMuths und Rousseau finden sich beide im Turnen Jahn's wieder, welches sich relativ gleichzeitig zum englischen Sport entwickelte. Auf der »Hasenheide«, einem naturwüchsigen Gelände außerhalb Berlins, führte der Hilfslehrer einer an Pestalozzi orientierten Erziehungsanstalt Elemente eines natürlichen Bewegungserlebens durch. Die Turner drückten mit ihren gestählten Körpern ihren Protest gegen die herrschenden Verhältnisse aus. Sie wollten nicht nur Kritik an Politik, Gesellschaft und Kultur üben, sondern auch körperlich auf den Feind vorbereitet sein, bis der Turnplatz 1820 durch die preußische Regierung geschlossen wurde. Mit diesem nutzenorientierten Handeln und der starken Betonung ihres Gemeinschaftsdenkens, zu dem auch Regeln und Sitten eines turnerischen Verhaltens gehörten, unterschieden sie sich jedoch deutlich von den Idealen des Erziehungsromans von Rousseau (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 95).

Dass das Turnen Einzug in die Schulen hielt, war der Verdienst von Spieß, der es mit Hilfe verschiedener, methodisch und organisatorisch ausgerichteter Bücher, unterrichtsfähig machte. Das Jahn'sche Turnen widersprach der autoritären und formalen Ordnung der preußischen Schulen und konnte zudem aufgrund seines Verbots nicht Grundlage eines Schulfaches werden. Spieß – der in der Tradition Jahn's und Pestalozzi's stand – entwickelte ein System von Frei- und Ordnungsübungen am Platz und ohne Geräte – im Unterschied zu Jahn. Er verfolgte damit das Ziel, möglichst viele Schüler mit unterschiedlichen Lernvoraussetzungen gleichzeitig und effektiv zu unterrichten. Was sich daraus im Schulturnen entwickelte, entsprach genau genommen weder der Idee des »wilden« Turnens von Jahn noch

der ganzheitlichen Bildung von Pestalozzi. Das Schulturnen war systematisch, starr und autoritär (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 100f.).²

Aus dem preußischen Schulturnerlass (1842) wird noch einmal der rationale Zweck des Schulturnens deutlich, mit dem kräftige und gesunde – also leistungsfähige Söhne (später auch Töchter) für das Vaterland ausgebildet werden sollten (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 105). Das zunehmend erstarrende und formalisierte Turnen wurde entgegen der Forderung Spieß' nicht von wissenschaftlich ausgebildeten Lehrpersonen durchgeführt und verlor in den Schulen sowohl bei Lehrpersonen als auch Schüler*innen verstärkt an Ansehen (vgl. ebd., S. 107). Nach zahlreichen Kritikschriften am deutschen Turnen, die lange Zeit nicht beachtet, aber bereits seit den 1860er Jahren mit dem wesentlichen Argument des zu starken Drills verfasst wurden, wurde 1882 vom preußischen Kultusminister ein »Spielerlass« verkündet. Dieser hatte einerseits eine freiere Art der körperlichen Erziehung und eine Abwendung von den herdenartig, formiert und mit Drill durchgeführten Frei- und Ordnungsübungen zur Folge. Andererseits hatte im Rahmen der nun vom englischen Sport überlieferten und übernommenen Spiele der Wettkampf eine bedeutende Rolle. Wiederum war die Aufrechterhaltung der Wehrtüchtigkeit, die beispielsweise durch das kampfbetonte Fußballspiel besser gefördert werden sollte als durch das starre Turnen, der maßgebliche politische Hintergrund (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 108f.).

Im Zuge dieser Spielbewegung begann sich auch eine Reformpädagogik und das »natürliche Turnen« zu entwickeln, die in den 1920er Jahren parallel mit dem »Olympismus« zur Entfaltung kamen und dann eine Konkurrenzsituation von Turnen und Sport hervortreten ließen. Dabei entfernten sich auch freier, vereinsgebundener Sport und Schulturnen immer weiter voneinander. Im Gegensatz zum Sportartenlernen des Vereinssports aber auch im Unterschied zum Turnunterricht nach

2 Wie eng (Militär-)Politik, Kultur und Leibeserziehung miteinander in Verbindung standen zeigt sich am »preußischen Barrenstreit« (1860–1863), an dessen Ende der Einzug des Spieß'schen Turnens in die Schulen stand. Zuvor hatte in der Turnlehrerbildung für Schule und Armee eine Abkehr vom deutschen Turnen nach Jahn stattgefunden, weshalb die Barren aus der Zentralturanstalt verbannt wurden. Stattdessen orientierte sich der Leiter der Turnanstalt an der schwedischen Gymnastik, die auf GutsMuths zurückging. Nach Protestbewegungen seitens der Turner und der Diskussion des Themas auf der ersten deutschen Turnlehrerversammlung 1861 als auch im Abgeordnetenhaus setzten sich der König und die Regierung unter Ministerpräsident Bismarck zugunsten des deutschen Turnens durch, jedoch in der Spieß'schen Variante – die Barren wurden wieder aufgestellt. Im Hintergrund dieser Diskussion stand die Frage, welchen Einfluss die Regierung auf die Militärpolitik nehmen konnte, die allein der Weisung des Königs unterlag. Die Herausbildung einer bestimmten Art von Leibesübungen oder des Turnens war also vielmehr Ergebnis einer politischen Auseinandersetzung im Demokratisierungs- und Parlamentarisierungsprozess als eine Folge pädagogischer Ausdifferenzierung (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 102f.).

Spieß, ging die reformpädagogische Erziehung vom Kinde aus und hatte die Entfaltung der Persönlichkeit im Rousseau'schen Sinne zum Ziel, was sich im »natürlichen Turnen« in den Schulen widerspiegelte (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 110–113).

Ein wichtiger Entwicklungsschritt für den außerschulischen »Sport« vollzog sich Ende des 19. Jahrhunderts mit der Gründung der ersten internationalen Fachverbände für die vorhandenen Sportarten und der nationalen Sportverbände. Einer der ersten war 1884 das Profi-Ringen, bis 1914 folgten bereits zahlreiche andere Sportarten wie Turnen (1903) und Tennis (1912). Damit entstand ein organisatorischer Überbau des Sports, der dann die ersten Weltmeisterschaften und den Sport als Leistungshandeln im engeren Sinne ermöglichte (vgl. Eichberg 1984, S. 91f.).

Ein nächster bedeutender Schritt auf dem Weg zum modernen Leistungsverständnis war die (»Wieder-«)Einführung der Olympischen Spiele 1896 durch Pierre de Coubertin. In seinen »Olympismus« ging das Leistungs- und Wettkampfkonzzept des englischen Sports und nicht des deutschen Turnens ein, welches die relative Leistung des Einzelnen in den Mittelpunkt stellte. Coubertin ging davon aus, dass der Einzelne über den Vergleich mit anderen im Wettkampf zu immer besseren Leistungen angespornt wird. »Immer der erste zu sein und überlegen den anderen« (Homer) wurde zum olympischen Motto »citius, altus, fortius« (schneller, höher, stärker) erhoben und ist bis heute im Höchstleistungsstreben sichtbar. Auch Coubertin hatte ebenso wie GutsMuths neben dem Steigerungsgedanken erzieherische Absichten und wollte die Prinzipien von Gleichheit und Fairness sowie die Vorbildfunktion der Athleten implementieren. Der Olympismus war eine ursprünglich pädagogische Idee und verfolgte darüber hinaus die Zielsetzung mit Hilfe des englischen Sports den Franzosen zu neuer Stärke zu verhelfen, nachdem sie im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 gegen die Deutschen verloren hatten – erneut fällt hier die Verflechtung mit politischen und militärischen Absichten auf. Die zentralen Unterschiede zu den antiken Olympischen Spielen – die als Vorbild dienten – im Blick habend, betonte Coubertin jedoch die Internationalität und die demokratische Idee des modernen Olympismus. Dieser wurde von ihm in einem engen Zusammenhang zur Entwicklung der modernen Welt gesehen und nutzte die Bedeutung, welche die Athletik in dieser Welt gewonnen hatte. Der Wettkampf um Sieg und Niederlage sollte, Coubertins Ideal nach, fortan als Mittel der Erziehung dienen, insbesondere der Friedenserziehung. Dass der Sport mit seinem Höchstleistungsstreben diesbezüglich nicht nur positive Effekte haben kann, erkannte auch Coubertin bereits und diskutierte die Zweischneidigkeit des modernen Sports. Ihm war klar, dass auf Grundlage des Olympismus sowohl Krieg vorbereitet als auch Frieden gefestigt werden konnte, sowohl »gute« als auch »schlechte« Eigenschaften gestärkt werden konnten. Jedoch war er davon überzeugt, dass der Sport als Mittel der Erziehung zu Fairness und als Impuls für jeden Einzelnen dienen sollte, an sich zu arbeiten, sich zu vervollkommen. Damit hatte er explizit nicht nur die Hochleistungssport-

ler, sondern die gesamte Bevölkerung im Blick (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 113–116, Eichberg 1984, S. 92).

Ein etwas genauerer Vergleich des antiken, griechischen »Sports« mit dem modernen Sport zeigt darüber hinaus, dass zwar einige Ähnlichkeiten zu erkennen sind, trotzdem können die heutigen Olympischen Spiele nicht als Wiederaufnahme der antiken Olympischen Spiele aufgefasst werden, weil sie sich aufgrund von Gewalt und kriegerischer Tradition stark von den modernen Spielen unterscheiden. Die Gleichheit der Rechte und der offene Ausgang des Wettkampfs sind heutzutage – auch wenn dies immer häufiger durch Doping untergraben wird – in anderer Weise gegeben als es noch in der Antike der Fall gewesen ist. Ebenso werden die Leistungen und Erfolge nicht mehr wohlwollenden Göttern, sondern dem leistenden, sich steigernden Individuum selbst zugeschrieben, was einen bedeutenden Unterschied, gerade in Bezug auf das Leistungsdenken, darstellt.

Nach dem ersten Weltkrieg (1914–1918) erforderte der Wiederaufbau der Weimarer Republik, besonders nach der Niederlage der Deutschen, außerordentliche Leistungen der Wirtschaft und damit einhergehend ein Höchstmaß an Arbeitskraft und Motivation. Die hohe politische und soziale Bedeutung, die der Implementierung eines spezifischen Leistungsprinzips und der Erziehung zum »neuen« leistungsfähigen Menschen zu jener Zeit zugeschrieben wurde, führt die Veranstaltung einer »Großen Ausstellung für Gesundheitspflege, Soziale Fürsorge und Leibesübungen« (»Gasolei«) im Jahre 1926 in besonderer Weise vor Augen. Die in Düsseldorf durchgeführte Messe war mit ca. 7,5 Millionen Besucher*innen und einer Ausstellungsfläche von 40.000 m² die größte der Weimarer Republik. Die Gasolei war auch Ausdruck des fortbestehenden kolonialistischen Denkens und transportierte propagandistisch das Gelingen der »Zivilisierungsmission« bei den »zur Arbeit zu erziehenden« Kolonisierten, welche nun im eigenen Land fortzuführen war. Dies entsprach der damaligen Gesellschaft, in der Disziplinierungsmaßnahmen für jene vorgesehen waren, die nicht dem Maßstab von produktiven Bürger*innen entsprachen. Man hatte also die »Verwertbarkeit« der Bürger*innen für die Republik im Blick, weshalb man im Rahmen der Messe die Zielsetzung einer Verbesserung der Leistungsfähigkeit der eigenen Bevölkerung verfolgte. Dazu wurden neben der Unterrichtung über die »sozialdarwinistische Vererbungslehre« auch Zwangsmaßnahmen gegenüber den Kolonisierten durchgeführt. Die Zurschaustellung der Kolonialisierten als »verwahrlost« und »faul« wurde genutzt, um den Deutschen entsprechendes Verhalten »auszutreiben« und stattdessen ihren Beitrag zum Wohle des Volkes und ihre dafür notwendige Optimierung einzufordern. Neben diesen rassistischen Darstellungsformen eröffnete die Messe dem Publikum aus allen westlichen Ländern eine (pseudo-)medizinische Aufklärung sowie Freizeitangebote. Das Leistungsdenken, welches hier in die Gesellschaft eingepflanzt werden sollte, um die Hauptintention der Ausstellung – Deutschland zu neuer Größe zu verhelfen – umzusetzen, war demnach bestimmt

von den rassistischen, kolonialistischen und sozial-chauvinistischen Denkmustern jener Zeit (vgl. Michels 2017, vgl. Eichberg 1984, S. 91).

In dieser Zeit gab es bereits verschiedene Gruppen, die sich gegen das zu jener Zeit bereits ausgeprägte Leistungsprinzip im Sport mit Konkurrenzen, Stoppuhr und Siegpremien wandten. Darunter waren sowohl Turner, Gymnastiker, Autoren der völkischen Rechten als auch der sozialistischen Arbeiterkultur. In der Sowjetunion gab es bis 1925 sogar Bestrebungen, den Sport durch nicht-leistungsorientierte Formen zu ersetzen, da er als bürgerlich-kapitalistisch begriffen wurde. Dieses Misstrauen erwies sich nicht nur bezüglich politischer, sondern auch im Hinblick auf industrielle Interessen als nicht unberechtigt, was die Gasolei zeigte. Die Industrie hatte schon damals den reproduktiven Aspekt des Sports erkannt und hob die Zusammenhänge von Produktivitätssteigerung und Sportaktivität, industriellen Interessen und Leistungsmotivation hervor, welche sich auch darin offenbarten, dass der führende Industrielle der Weimarer Republik, Ernst Poensgen, den Vorsitz des Vorstandes der Gasolei innehatte (vgl. Eichberg 1984, S. 90f.).

Der Höhepunkt des politischen Missbrauchs des Sports und des Leistungsdenkens ereignete sich jedoch zur Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland. Zwar hatte die NSDAP bei ihrer Usurpation 1933 weder ein Konzept zu Erziehung noch zu Leibeserziehung und Sport, jedoch machte Hitler sein auf Abhärtung, Kampf- und Gewaltbereitschaft ausgerichtetes »Erziehungsverständnis« schnell offenkundig. Es rückte einen kampfbetonten Wehrsport für die Jugend in den Mittelpunkt, bei dem die »arische Herrenrasse« geformt werden sollte. Damit wurde »Sport« und »Erziehung« vollkommen in den Dienst der Politik gestellt. Die bedeutende Rolle der Leibeserziehung für die Bildung der NS-Ideologie wurde noch dadurch verstärkt, dass man an bereits aus Leibeserziehung, Turnen und Sport bekannte Motive anknüpfen konnte – die bei genauerem Hinsehen nichts mit den Idealen der NS-Regierung gemeinsam hatten. Darüber hinaus gab es von Seiten des Sports kaum Widerspruch oder gar Widerstand gegen die Instrumentalisierung sportlicher Werte (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 117–120.).

Hatte der Leistungsbegriff in den 1920er Jahren noch nicht den Status des Selbstverständlichen, war das Leistungsprinzip eines der »obersten praktischen Grundsätze des Nationalsozialismus« (Mayers Lexikon, 1939 zit. n. Eichberg 1984, S. 90). Es gab Leistungsprüfungen und Auszeichnungen in allen Bereichen, zum Beispiel der »Reichsberufswettkampf« oder das »Reichssportabzeichen«. Die Ausrichtung der Olympischen Spiele im Jahr 1936 stellte zusammen mit dem Herausragen des Deutschen Reichs auf dem Medaillenspiegel den Höhepunkt der Selbstdarstellung dar. Das Höchstleistungsstreben war fester Bestandteil der NS-Kultur und Hitler wollte auf dieser Grundlage die Weltherrschaft erreichen. Darüber hinaus war das Leisten ein zentraler Bestandteil und grundlegende Kategorie des NS-Rassismus. Die »Leistungsrasse« wurde den »Nicht-Leistungsfähigen« dualistisch gegenübergestellt, weil die NS-Ideologie die »arische« oder

»nordische Rasse« als »produktiv« und insbesondere die Juden und Zigeuner als »unproduktiv« ansah. Damit versuchte man die »Ausrottung« dieser und anderer »Nicht-Leistungsfähiger« zu rechtfertigen (vgl. Eichberg 1984, vgl. Grupe & Krüger, 1997, S. 114–120).

Nach dem zweiten Weltkrieg war die zentrale Absicht zunächst, Leibeserziehung und Sport von der Vereinnahmung durch die militärische Erziehung zu lösen. In der BRD knüpfte man mit dem freien, vereinsgebundenen Sport an die Tradition des 19. Jahrhunderts und der Weimarer Zeit an und strebte die Autonomie des Sports von der Politik an. Für den Vereinssport stellt die Gründung des Deutschen Sportbundes 1950 eine wichtige Basis dar, die auch für die Organisation von Wettkämpfen und Leistungsvergleichen grundlegend war. Im Schulsport fand zunächst eine Orientierung an klassisch-humanistischen Bildungsidealen statt und man hatte die ganzheitliche Entwicklung und spielerische Entfaltung im Blick, was sich in den 1956 herausgebrachten »Empfehlungen zur Förderung der Leibeserziehung in der Schule« zeigt. Später wurden die Absichten weniger abstrakt und man beabsichtigte, die Schüler*innen im Schulsport auf den außerschulischen Sport vorzubereiten, was sich im »Aktionsprogramm für den Schulsport (1972)« zeigt. Davon verabschiedete man sich nicht, rückte jedoch durch das »Zweite Aktionsprogramm für den Schulsport« (1985), dem Konzept der Handlungsfähigkeit, anschließend den Sport wieder mehr als Erziehungs- und Erfahrungsraum in den Fokus. In der DDR wurde die Verflechtung von Sport und Politik hingegen fortgeführt. Der Schulsport hatte die Aufgabe, die kommunistisch-sozialistische Gesinnung aufzubauen und integrierte die Wehrerziehung. Dazu fand eine klare Orientierung an Sportarten, Leistungs- und Altersklassen statt, wobei die Leistungsbeurteilung und Notenvergabe ebenso zentrale Rollen einnahmen. Der Hochleistungssport wurde zentralistisch und systematisch gefördert und diente der Innen- und Außendarstellung der Leistungsfähigkeit der sozialistischen Republik (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 121–125).

Aus dieser entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung ist das Zusammenspiel zwischen Sport und Gesellschaft mit seinen Einflüssen auf das Leistungshandeln und Denken sehr deutlich geworden. Dieses reicht bis zur politischen und sogar militärischen Instrumentalisierung des Sports, wofür das sportliche Leistungsprinzip maßgeblich war. Zudem sind wesentliche Eckpfeiler der Entstehung des modernen Sport- und Leistungsverständnis dargelegt worden. Damit ist eine fundierte Grundlage gelegt, um im nächsten Kapitel die kritische Diskussion des Leistungsprinzips in der »Spätmoderne« und die daraus hervorgehenden theoretischen Präzisierungen genauer zu betrachten.³

3 Darüber hinaus hat sich in diesem Kapitel gezeigt, dass der Vereinssport, der mit seiner pyramidenartigen Gesamtstruktur eng mit dem olympischen Sport verbunden ist, aufgrund der Historie eine andere Basis und theoretische Grundlegung hat, als der Schulsport.

Auch mit Blick auf die pädagogische Bedeutung von Sport und Bewegung kann in diesem Zusammenhang die Frage nach dem Selbstzweck und der Eigenständigkeit des Sports angeschlossen werden. In der sportpädagogischen Debatte sind sowohl die Auffassung von einem stets für extrasportive Zwecke genutzten Sport als auch von der Möglichkeit eines auf eigenständigen Werten beruhenden Sports vertreten worden (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 126f.). Eine derartige Verortung weist in eine ähnliche Richtung wie die dieses Kapitel rahmende Frage nach der Verortung des Leistungsprinzips zwischen Gesellschaftsprinzip und anthropologischem Wesensmerkmal, welches das Handeln leitet. In beiden Fällen lässt sich eine Ungewissheit darüber konstatieren, was von innen und was von außen kommt, schließlich ist beides wechselseitig miteinander verbunden, sodass eine Trennung nicht sinnvoll erscheint. Einer handlungstheoretischen Erklärungsweise folgend, liegt der Sinn einer Handlung zunächst im Handeln selbst, weil Sinn Grundkategorie des Handelns ist – auch des sportlichen Handelns. »Der Sinn sportlichen Handelns liegt zunächst im Handeln selbst« (Ehni 1979, S. 191, Herv. i. O.). Ehni weiter folgend kann aber gerade deshalb dem Sport von außen Sinn gegeben und ein beliebiger, instrumentalisierender Zweck auferlegt werden. Der Sport ist, anders gesagt, auf vielfältige Weise sinn- und bedeutungsvoll (vgl. ebd., S. 192, vgl. Ehni 2000, S. 16 & 32).

Der Sport mit seinen Zielen, Inhalten und Erscheinungsformen sowie seine Erziehungsfunktion sind also stets von den gesamtgesellschaftlichen Bedingungen geprägt (vgl. Grupe & Krüger 1997, S. 126). Damit ist auch gesagt, dass es gerade in der heutigen vielfältig ausdifferenzierten Gesellschaft nie den *einen* Sport geben kann, sondern eine Vielfalt »kultureller Objektivationen« (Bernett 1975, zit. n. ebd.) des Sports. Diese wissenssoziologische Betrachtungsweise betont noch einmal die bereits mehrfach angeklungene Auffassung einer sozialen Bedingtheit des Denkens, die sich auf das Handeln im Bereich von Sport und Bewegung auswirkt. Dies scheint insbesondere im Hinblick auf die Betrachtung des Leistens im Trendsport ein wichtiger Hinweis zu sein.

Darüber hinaus zeigt auch eine bedeutungsgeschichtliche Analyse auf sprachlicher Ebene von Bausinger (2006), dass der moderne Begriff des Leistens noch im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts im allgemeinen Sprachgebrauch kaum eine Rolle spielte. Von der beschriebenen Bedeutung des Leistens bei GutsMuths und Jahn abgesehen, die besondere Leistungen sogar bekannt machen wollten, wurde das Wort für das Erfüllen einer Verpflichtung oder einer Schuldigkeit gebraucht und verstanden (ebd., S. 126). Dem noch heute gebräuchlichen Sinn des Wortes als Folge leisten, Dienst leisten und Gehorsam leisten entsprechend, lässt sich darin eine in der Umwelt des Menschen liegende Verankerung des Leistens erkennen. Gleiches zeigt sich bei der Betrachtung von Erzählungen bedeutender Taten vor 1800. Zunächst fällt auf, dass die Momente von Leistung – welche noch nicht als solche bezeichnet wurden, die in der Dichtung, den Legenden und der Epik beschrieben wurden, die Gebiete extremer Leidenschaftlichkeit, Askese- und Tugendleistungen sowie heroische

Taten betrafen. Im Märchen wurde erzählt, wie aus Stroh Gold gesponnen wurde und auch besondere Taten im Essen und Trinken wurden als besondere Leistungen niedergeschrieben. Darüber hinaus zeigt sich auch hier, dass die bedeutenden Taten Wenigen zugeschrieben wurden und die Leistungen aller anderen als Pflichterfüllung galten. Genau jene Erbringung von Diensten und Pflichten ist als Leistung bezeichnet worden, wohingegen die herausragenden Taten, die in den Erzählungen festgehalten wurden, nicht als solche bezeichnet wurden. Zwar war die besondere Steigerung den Wenigen vorbehalten, weil ihre Leistungen jedoch nicht mit einem Dienst in Zusammenhang standen, wurden die Leistungen nicht als solche bezeichnet. Außerdem sind die Leistungen in bestimmten Bereichen verortet, weshalb sich die Besonderheit in ihrem jeweiligen Rahmen bemisst. Für große Krieger gilt dann ein anderer immanenter Maßstab als für heldenhafte Märtyrer oder besondere Arbeiter, was ihre Vergleichbarkeit unmöglich macht. Die Übertragbarkeit der Leistung, welche durch ihre Abstraktion erst ermöglicht würde, wurde weder gesucht noch gebraucht. Die gleiche Einschränkung wird bei den verwandten Wörtern »tüchtig« und »streben« ersichtlich. Tüchtig hieß gebrauchts- oder funktionstüchtig, erst nach 1800 wurde es im Sinne von Leistung und Kraft verstanden. Streben bedeutete vor seiner Ausrichtung auf ein Ziel oder sogar über dieses hinaus zunächst ein »zappelndes« Sich-Bewegen (ebd., S. 128). Sowohl Leistung als auch Tüchtigkeit und Streben waren im Unterschied zum heutigen Gebrauch in einen festen, unveränderlichen Rahmen eingebunden, der dem statischen Menschen- und Gesellschaftsbild entsprach, wodurch die Begriffe ihren Sinn und ihre Begrenzung erhielten (vgl. Bausinger 2006, S. 123–128).

Leistung – im heutigen Sinne – wurde also erst mit dem Beginn des Aufklärungsdenkens um 1800 nach und nach zum Gesellschaftsprinzip. Es hat eine Entwicklung vom einzuhaltenden Maß als Norm bei den Exerzitien zum Messen einer ins Unbestimmte zu steigernden Leistung stattgefunden. Diese Veränderung ist aus dem vorliegenden Kapitel deutlich geworden. Durch das aufklärerische Grundprinzip jederzeit selbst zu denken, wurden die herkömmlichen Grenzen durchbrochen und ein drastischer Wandel eingeleitet. Maßgebend waren zunehmend nicht mehr Traditionen und Normen, sondern die kritische Vernunft, was dann auch die Orientierung hin zu den Idealen der Vervollkommnung und der Perfektibilität verschob und sich zu einer Fortschrittsvorstellung steigerte. Erst dadurch wird Leistung zum Wert für sich und in sich selbst. Denn sie ist nicht mehr an einen vorgegebenen Rahmen gebunden, genügt einem Muster oder erfüllt einen Dienst. Sie steht für sich selbst und ist im Prinzip »Übertrumpfung« (Bausinger 2006, S. 129f.).

Die Darstellung der Entwicklungsgeschichte des Leistungsprinzips hat im Kontext der vorliegenden Arbeit drei Zielsetzungen verfolgt. Erstens konnte gezeigt werden, dass das Leisten in der Historie verschiedene Formen angenommen hat und seine universell erscheinende »moderne Form« durch ein spezielles Prinzip von Steigerung gekennzeichnet ist. Zweitens wird in diesem Zusammenhang klar,

inwiefern das sportliche Leistungsprinzip mit grundsätzlichen Gesellschaftsprinzipen zusammenhängt und politisch genutzt und gestaltet wurde. Und drittens zeigen sich die Besonderheiten und Merkmale des modernen Leistungsverständnisses im Rahmen dieser vergleichenden Betrachtung. Es bleibt daher festzuhalten, dass sich das Leistungsprinzip in unserer Gesellschaft zu einem universell geltenden Wert etabliert hat, wobei Leistung als eine ständige Steigerung um seiner selbst Willen – losgelöst von einem Objekt oder Dienstherren – als auch zum Zweck des Vergleichs mit anderen zu verstehen ist (vgl. Eichberg 1984, S. 95).

Bereits in den 1980er Jahren hat sich Eichberg abschließend mit der Frage beschäftigt, ob mit dem Aufkommen von Yoga und anderen alternativen Bewegungskulturen eine Abwendung von der Leistungskonfiguration eingeläutet wurde, die sich seit über 200 Jahren zur universellen Norm entwickelt hat. Zunächst erscheint es tatsächlich so, als würde sich der Sport selbst aufheben – und das nicht nur im Bereich des Trendsports und alternativer Bewegungspraktiken. Versinnbildlicht wird dies zum Beispiel durch eine Zeitmessung, die genauer ist als die Normvorgaben für die Abmessungen des Schwimmbeckens oder durch die Gewichtsverhältnisse, die sich an verschiedenen Orten der Welt unterscheiden. Ebenso haben klimatische und biologische Größen wie Wind und Genetik Einfluss auf die Leistung und entziehen sich dem menschlichen Zugriff. Auch das Doping stellt eine Emanzipation vom leistenden Subjekt dar und führt statt eines Wettkampfs der Sportler*innen zu einem der sie umgebenden Systeme verschiedener Fachwissenschaften (vgl. Eichberg 1984, S. 102f.). Ebenso fehlen den Noten im Sportunterricht die Voraussetzungen einer Vergleichbarkeit der Leistungsmessungen, sie messen nicht, was sie vorgeben, und machen sich damit absurd (vgl. ebd.). Darüber hinaus »korrespondiert die tendenzielle Selbstaufhebung des Sports mit anderen gesellschaftlichen Prozessen« (Eichberg 1984, S. 104). So seien ökonomische Wachstumsgrenzen erreicht worden und der Rüstungswettstreit habe zu einem »Overkill und der Wahrscheinlichkeit des ›Extremismus‹ geführt« (Eichberg 1984, S. 104, Herv. i. O.). Das Ganze geht mit einem Leiden der Bevölkerung an Stress einher. Dementsprechend stehen auch die Yogis dafür, dass die Selbstverständlichkeit der Steigerungslogik verloren gegangen sei. Jedoch warnt auch Eichberg bereits revidierend vor »voreiligen Schlüssen« und stellt in Frage, ob die neuen Körperkulturen »wirklich eindeutig eine Alternative« darstellen (Eichberg 1984, S. 105). Auch wenn diese Bewegungsformen im Gegensatz zu anderen Sportformen raum-neutral sind, zeigt sich auch hier eine neue Zergliederung sowohl räumlicher, zeitlicher als auch sozialer Art. So werden spezielle Einrichtungen und Angebote für bestimmte Zielgruppen geschaffen, die dann wiederum zur Leistungssteigerung im Berufsleben und innerhalb des Leistungssports dienen sollen. Am Ende von Eichbergs Ausführungen steht die These einer kompensatorischen Funktion des Gesundheitssports für die Aufrechterhaltung der Leistungskonfiguration, womit dem Sport eine reproduktive Funktion zugeschrieben wird. Damit würde das Bestehende durch eine weitere Facette erweitert oder

die »Nicht-Leistungs-Übungen«, die zunächst der Reproduktion des Leistens dienen, werden sogar selbst zu einem Produktionsverhalten, zu einer neuen Form von Sport und Bewegung (vgl. Eichberg 1984, S. 102ff.).

Mit dieser entwicklungsgeschichtlichen Betrachtung ist eine erste Annäherung an das Leistungsprinzip bereits gelungen. Die Perspektive Eichbergs, der hier abschließend die Frage nach dem Produktionsverhalten und der neuen »Nicht-Leistungs-Übungen« des Sports aufwirft, soll im Folgenden erweitert werden, wozu eine soziologisch-pädagogische Perspektive eingezogen wird. Die Bedeutung der »Nicht-Leistungs-Übungen« wird im Laufe der Betrachtung weiter zu diskutieren sein. Es erscheint fragwürdig, ob es solche überhaupt geben kann. Genau in diesem Punkt scheint eine wesentliche Frage hinsichtlich des Leistungsprinzips zu liegen, die ebenfalls das Verständnis für das trendsportliche Leisten berührt.

1.2 Präzisierungen eines kritisierten Prinzips

Das unaufhaltsame Voranschreiten des Fortschritts- und Höchstleistungstrebens in allen Gesellschaftsbereichen, insbesondere in der Wirtschaft, offenbarte immer mehr seine Grenzen und Schattenseiten und zeigte seine negativen Folgen. Der über lange Zeit ungebrochene Optimismus des Fortschritts wurde durch einen kritisch-distanzierten Blick auf die Entwicklungsprozesse abgelöst oder zumindest ergänzt. Die Mitglieder der Gesellschaft setzen sich zunehmend reflexiv mit den Entwicklungen der »Moderne« auseinander, worauf auch die Begriffe der »Post-moderne« oder »reflexiven Moderne« verweisen. Die kritische Betrachtung und das In-Distanz-Treten zu den Entwicklungstendenzen ereignet sich sowohl auf der Ebene der Gesamtgesellschaft als auch innerhalb der Gesellschaftsmitglieder parallel zum weiteren Fortschreiten im »Modernisierungsprozess«. Ihren Höhepunkt erreicht die Gesellschaftskritik, die sich insbesondere auch gegen die Leistungskultur richtete, in den 1970er Jahren. Sie wurde von der Neuen Linken hervorgebracht und stand demnach im Kontext einer grundsätzlichen Kapitalismuskritik. Der Sport ist von dieser insofern betroffen gewesen, weil er als »Inkarnation« des gesellschaftlichen Leistungsprinzips und als »Paradebeispiel« einer »manipulierten, sinnentleerten und entfremdeten« Leistung kritisiert wurde (vgl. Degele & Dries 2005, Lenk, Moser & Beyer 1973, Müller 1974, Lenk 1973, Gebauer 1972, 1973).

Die öffentlich-politische Diskussion hat nicht nur zahlreiche Gegner des Leistungsprinzips, sondern auch Vertreter des Sports und der Sportwissenschaft als Fürsprecher auf den Plan gerufen. Eine zentrale Rolle als Befürworter des Leistungsprinzips nahm Lenk und neben ihm sein Trainer Adam, mit dem er im Ruder-Achter olympisches Gold geholt hatte, sowie der Politologe Graf von Krockow ein. Sie alle haben sich auch theoretisch mit der Leistungsthematik beschäftigt und ihre Sichtweise in den Diskurs eingebracht. In der Sportwissenschaft im Allgemei-

nen und in der Sportpädagogik im Speziellen erfolgte zu diesem Zeitpunkt – von Ausnahmen abgesehen – vor allem eine kritisch-distanzierte Auseinandersetzung mit der Leistungsthematik. Hingegen war Leistung während der 1960er Jahre noch ein zentrales Thema, sowohl auf dem Kongress für Leibeserziehung als auch in der allgemeinen Soziologie und Pädagogik. Insbesondere sind hier die Arbeiten von Klafki hervorzuheben, der sich auch mit der Leistung im Sport beschäftigt hat und unter anderem das Könnensbewusstsein in den Mittelpunkt seiner Betrachtung gerückt hat. Krüger kommt 1989 zu der Einschätzung, die auch 1997 noch als Stand der Dinge präsentiert wird, »es gebe gar keine ›Pädagogik des Leistungshandelns‹, [...] weil die Sportpädagogik jahrelang den Wettkampf und Leistungssport ignoriert oder sogar verteufelt habe.« (Grupe & Krüger 1997, S. 271, Herv. i. O.). Ein Blick auf aktuelle Veröffentlichungen, von denen insbesondere die Arbeit von Meinberg (2009) zu nennen ist, macht jedoch erkenntlich, dass der Vorwurf von 1997 nicht mehr uneingeschränkt gelten kann. Denn hier findet beispielsweise eine intensive Bearbeitung des Gebietes der Leistungsethik im Leistungssport von Heranwachsenden statt. Davon abgesehen ist das Thema Leistung keinesfalls auf den Wettkampf- und Leistungssport einzuschränken und es erscheint weiterhin sinnvoll, die Bearbeitung dieses Themas fortzusetzen, wozu die vorliegende Arbeit einen Beitrag leistet.

Im Folgenden kann es nicht darum gehen, die Leistungsdiskussion der 1970er Jahre nachzuzeichnen, vielmehr sollen ausgewählte Präzisierungen des Leistungsprinzips dargestellt werden, die in diesem Rahmen hervorgebracht wurden. In dieser Hinsicht ist die Kontroverse um das Leistungsprinzip für die vorliegende Arbeit besonders gewinnbringend, da aus ihr zahlreiche theoretische Auseinandersetzungen erwachsen sind. Im Folgenden wird nach einem kurzen Einblick in die Leistungsdiskussion der 1970er Jahre, die einige Präzisierungen der Besonderheiten des sportlichen Leistungsprinzips enthalten, das Konzept einer Leistungsgesellschaft beleuchtet. Dies geschieht insbesondere anhand von Lenks Arbeiten, in denen er die Eigenleistung betont. Im Anschluss werden die Argumentationen von Klafki und Gebauer detaillierter vorgestellt. Während Klafki sich mit der pädagogischen Bedeutung der Leistung beschäftigt, nimmt Gebauer wichtige Unterscheidungen in Bezug auf Aktions- und Präsentationsleistungen vor und erläutert die sich daraus ergebenden Konsequenzen. Beides bietet im Kontext der vorliegenden Arbeit theoretische Sensibilität und Fragen für die empirische Analysearbeit und ermöglicht eine weitere Bestimmung und Konkretisierung des Leistungsbegriffs.

Von seinen Kritikern wird der (Hochleistungs-)Sport verstärkt als eine Ausprägung oder sogar Steigerung gesellschaftlicher Leistungsorientierung angesehen. Das sportliche Leistungshandeln stimme mit dem des industrialisierten Arbeitslebens überein und sei ebenso fremdbestimmt – manipuliert – wie nicht zur Selbstverwirklichung geeignet – so der Vorwurf. Geht man jedoch davon aus, dass überwiegend Gegenteiliges auf sportliches Leistungshandeln zutrifft, sofern

der Sport unter entsprechenden Voraussetzungen betrieben wird, stellt sich die Frage, was dieses sportliche Leistungshandeln ausmacht. Es reicht also für die Ansprüche dieser Arbeit nicht aus, auf die Analogien zwischen Gesellschaft und Sport zu fokussieren – auf diese Weise kann der Mehrwert des Sports nicht erkannt werden. Zwar bieten derartige Analysen – wie in der bereits beschriebenen Entwicklungsgeschichte – durchaus ein erhebliches Erkenntnispotential in Bezug auf die Entstehung des Leistungsdenkens und seine spezifische Erscheinungsform in der »Moderne«, jedoch ist damit die Sache des sportlichen Leistens noch nicht ausreichend geklärt. Gerade aufgrund der bedenklichen Weiterentwicklung des Leistungsdenkens in bestimmten Bereichen der Gesellschaft mit seiner Ausrichtung in eine sinnleere Richtung, kann eine alleinige Betrachtung der Parallelen zwischen Sport und Gesellschaft nicht zielführend sein.

Was kennzeichnet das Leistungshandeln im Sport im Unterschied zum Leisten in anderen Gesellschaftsbereichen und unter welchen Voraussetzungen grenzt sich das Leistungshandeln im Sport von dem in anderen Gesellschaftsbereichen ab? Inwiefern zeigt sich damit, dass die erhobenen Vorwürfe unzutreffend sind? Diese Fragen sollen bei der Darstellung der sich aus der Leistungsdiskussion der 1970er Jahre ergebenden Präzisierungen des Leistungsprinzips im Sport leitend sein.

Zunächst kann mit Grupe (1974) davon ausgegangen werden, dass sich die positiven oder negativen Wirkungen des Leistungsprinzips auf das Individuum erst aufgrund seiner Ziele und der Gewichtung im Vergleich zu anderen Prinzipien ergeben. Das Leistungsprinzip ist zunächst als neutral und gleichwertig mit anderen Prinzipien anzusehen.

Im Zusammenhang mit den dargestellten gesamtgesellschaftlichen Veränderungen und der Entstehung des modernen Leistens als auch bei der Diskussion des Leistungsprinzips steht die Entwicklung zu einer Leistungsgesellschaft, welche die Herkunfts- oder Ständegesellschaft – zumindest prinzipiell – abgelöst hat, immer wieder im Fokus. Auch heute scheint man nicht von einer reinen Leistungsgesellschaft sprechen zu können, in der ausschließlich die persönliche Leistung als Zuteilungskriterium und Gestaltungsprinzip fungiert. Der Einfluss anderer Kriterien und Prinzipien widerspricht diesem Idealbild: So konkurrieren beispielsweise das Sozialprinzip, das Vererbungsprinzip oder das Zugehörigkeitsprinzip (Konfession, Staatsbürgerschaft usw.) sowie viele weitere bei der Verteilung wirkenden Prinzipien mit dem Leistungsprinzip (vgl. Lenk 2010, S. 524f.). Gleichzeitig ergebe sich die Berechtigung des Leistungsprinzips erst aus dieser humanisierenden Modifizierung und Mischung des Leistungsprinzips mit anderen Prinzipien (vgl. Lenk 2010, S. 524). Hinzu kommt, dass ein durchgehend anwendbarer einheitlicher Maßstab der Leistungsbemessung – was also inwiefern als Leistung beurteilt wird – nicht denkbar ist und schon allein deshalb eine reine Leistungsgesellschaft im engeren Sinne eine Utopie bleiben müsse (vgl. Lenk 2010, S. 523). Dementsprechend wird in der wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Diskussion über die Thema-

tik häufig eine Erfolgsgesellschaft konstatiert. Die hier mitlaufende und auch kaum abschließend zu beantwortende Frage nach den tatsächlich wirkenden Gestaltungsprinzipien und den vorherrschenden Leistungsbemessungsmaßstäben – also auch den Erfolgskriterien – ist jedoch im Kontext der vorliegenden Überlegungen zunächst zweitrangig und zwar aus zwei Gründen.

Einerseits ist hier zunächst die Feststellung entscheidend, dass Leistung grundsätzlich von den meisten oder zumindest vielen Mitgliedern der Gesellschaft als schätzens- und erstrebenswert beurteilt wird (vgl. Lenk 2010, S. 526). Unabhängig von allen Diskussionspunkten handelt es sich also um einen zentralen, anerkannten und geteilten Wert hochkultureller Gesellschaften. Andererseits erscheint die Schwierigkeit der Leistungsbeurteilung im Sport zumindest auf den ersten Blick weitaus eindeutiger als in allen anderen Gesellschaftsbereichen – es kann davon ausgegangen werden, dass der Sport gerade auch deshalb ein derart beliebtes Feld des Leistungshandelns ist. Trotzdem bestehen auch hier durchaus erhebliche Diskrepanzen, wenn es darum geht, was als Leistung zu bewerten ist, wie und nach welchen Kriterien diese zu beurteilen ist und unter welchen Einflussfaktoren die Leistung steht. Auch hier wird letztendlich der Erfolg einer Leistung bewertet. Jedoch scheint der Sport mit seinen Einteilungskriterien nach Alter-, Geschlechts- und Gewichtsklasse zumindest verhältnismäßig klare Kategorien für seine Leistungsvergleiche festlegen zu können. Auch diese sind nicht unumstritten und weitere Einflussfaktoren zum Beispiel finanzieller und struktureller Art können nicht ausgeschaltet werden. Das wird beispielweise auch deutlich, wenn man an das Kriterium der Behinderung und die damit einhergehende Frage des Einflusses von hochentwickelten Prothesen sowie die daraus resultierende Frage der Einteilung dieser Sportler*innen in Vergleichsklassen denkt. Die Besonderheit des Sports im Vergleich zu anderen Gesellschaftsbereichen besteht auf jeden Fall darin, dass die Sportler*innen ihre sportmotorische Leistung nur selbst erbringen können – auch wenn ihre sportliche Leistung in ein größeres Geflecht eingebunden ist und im Zusammenwirken mit anderen Personen erbracht wird. In anderen Bereichen ist die Zuordnung einer Leistung oder eines Erfolgs zu genau einer Person deutlich schwerer oder kaum möglich. Ein Extrembeispiel, welches dieses Spezifikum veranschaulicht, ist das »Ghost-Writing« – eine Schreibleistung wird komplett von Dritten übernommen, wobei der Erfolg einem*r anderen zugeschrieben wird. Vergleichbares ist auf den Sport übertragen nicht denkbar. Sportmotorische und sportliche Leistungen lassen sich nicht stellvertretend erbringen. Damit sind sowohl die Einflussfaktoren deutlich überschaubarer als auch die Einteilungskriterien eindeutiger als in anderen Gesellschaftsbereichen. Darüber hinaus wird im Sport eine Leistung, die möglichst frei von außerhalb der Sportler*innen liegenden Einflussfaktoren ist, zum besonderen Wert erklärt. Auch wenn ein »sauberer« – dopingfreier – Sport trotz erheblicher formaler Bemühungen keine Realität ist, wird er jedoch ebenso wie »Fairness« als anzustrebender,

zentraler Wert geteilt. Eine Tatsache, die allein deshalb bemerkenswert ist, weil sie aufgrund der unzähligen Einflussfaktoren und parallel wirkender Prinzipien in anderen Gesellschaftsbereichen gar nicht denkbar ist.

Das Leistungshandeln im Sport ist darüber hinaus – wiederum im Vergleich zu anderen Gesellschaftsbereichen – zunächst folgen- und bedeutungslos. Es hat zunächst keinen außerhalb des Sports liegenden Sinn, weil der Sinn des Sports zuerst grundsätzlich im sportlichen Handeln selbst liegt (vgl. Ehni 1979, S. 191). Sportliches Handeln ist also zunächst sinn- und zweckfrei. Damit kann dem Leistungshandeln im Sport ein beliebiger Sinn gegeben werden, was das Handeln im Sport grundsätzlich vom Handeln in anderen Gesellschaftsbereichen unterscheidet. Der jeweilige Sinn des Leistens wird im Sport also in besonderer Weise erst von der*dem Akteur*in konstruiert. Ebendies ist auch als Grundlage des empirischen Teils dieser Arbeit zu verstehen, welche die Bedeutung, das Verständnis und die Ausgestaltung des Leistungshandelns aus der Perspektive der Akteur*innen betrachten wird.

Bei Klafki (1974, S. 107) heißt es dazu:

»Der Sinn der Leistung kann nie vollständig in ihr selbst liegen. Leistung muß als ein dialektischer Begriff verstanden und praktiziert werden. Leistung erfährt ihren Sinn von ihren dialektischen Gegenpolen her – von ihrem Beitrag zur Erhöhung der Qualität des Lebens, von der Erfahrung des Glücks, der Freude des Könnens, der erfüllten Gegenwart und vom Spiel her. Solche Erfahrung dialektischer Gegenpole des Leistens kann sich bisweilen schon im Vollzug der Leistung selbst einstellen – etwa im Sport oder auch in der konzentrierten, einsamen oder gemeinsamen Arbeit an einer Problemlösung, z.B. in der Tätigkeit von Wissenschaftlern oder auch in der pädagogischen Arbeit mit Kindern und Jugendlichen.«

Damit wird – über das bisher gesagte hinaus – die Besonderheit des sportlichen Leistens herausgestellt, die bereits in sich selbst als sinnvoll erfahren werden kann. Wie sich im Folgenden genauer zeigen wird, trifft dies jedoch nur zu, wenn sie es unter bestimmten Voraussetzungen vollzogen wird und in ihr ihre dialektischen Gegenpole erfahren werden können.

Auch Klafki (1974) stellt fest, dass die Leistungsgesellschaft mehr Ideal als Realität ist, was er insbesondere am bisher nicht realisierten – aber für eine Leistungsgesellschaft vorauszusetzenden – Kriterium der Chancengleichheit festmacht (vgl. S. 86f.). Klafki versteht die allgemeine Rede von der Leistungsgesellschaft zudem als Indiz dafür, dass eine Mehrzahl der Gesellschaftsmitglieder der Überzeugung sei, eine entsprechend leistungsgerechte Verteilungsgrundlage sei tatsächlich realisiert. Auch diesbezüglich lässt sich in der Realität ein anderes Bild auffinden und belegen (vgl. S. 83f.).

Mit einer weiteren Problematik des Leistungsprinzips im Sport setzt sich Gebauer (1972) in Form des manipulierten Leistens auseinander, das den Ent-

fremdungstendenzen der Leistungsgesellschaft entspricht beziehungsweise in ähnlicher Weise wirkt. Er unterzieht die Leistung im Sport einer Untersuchung, in der er auf die Unterscheidung von Aktions- und Präsentationsleistung abhebt. Dabei kann Gebauer auch zur weiteren Beantwortung der Frage nach der Wirkweise des Leistungsprinzips und der damit zusammenhängenden Rolle der Leistungsbewertung beitragen, die in der bisherigen, einleitenden Darstellung bereits in Ansätzen aufgezeigt und in ihrer Spezifik für den Sport verdeutlicht werden sollte.

1.2.1 Leistung als Aktion und Präsentation

Gebauer nimmt zunächst eine Präzisierung in Bezug auf das Phänomen Leistung vor, welche voraussetzt, Leistung nicht als einheitliches Phänomen, sondern als Ausdruck für Phänomene mit Ähnlichkeiten und Besonderheiten zu betrachten. Der einheitliche Sprachgebrauch darf also nicht über die Vielfältigkeit der damit bezeichneten Phänomene hinwegtäuschen. Ein Hinweis, der für diese Arbeit methodologische Relevanz besitzt und sich mit der hier vertretenen Annahme deckt, dass sich Leistung durch einen besonderen Facettenreichtum auszeichnet. Mit Bezug auf Lenks Idee einer »Philosophie der Leistung« stellt Gebauer die Frage, ob wissenschaftliche, künstlerische und sportliche Leistungen nicht ganz Verschiedenartiges bezeichnen. Diese These weiter ausbauend wird in der Konzeption dieser Arbeit davon ausgegangen, dass sogar innerhalb des Sports mit »Leistung« durchaus Verschiedenes bezeichnet und verstanden wird und dass das Leisten zugleich einen gemeinsamen Nenner darstellt. Gebauer führt als erstes Indiz für diese These die Tatsache an, dass für das deutsche Wort »Leistung« im Englischen und Französischen keine Entsprechung zu finden ist. Im Französischen lässt sich ein Zusammenhang zwischen künstlerischer, industrieller und sportlicher Leistung nicht sprachlich ausdrücken. Das französische Wort »performance« ist zudem in seiner Bedeutung eng verknüpft mit dem Erfolg der Leistung. Auch im Englischen, wo die Wörter »performance« und »achievement« zu finden sind, ist diese Verbindung zum Ziel oder Ergebnis, das »achieved« werden soll – dem Erfolg – sehr stark. Der Gebrauch des Begriffes »Leistung« ist folglich präzisierungsbedürftig (vgl. Gebauer 1972, S. 182f.).

Zunächst ist dafür festzustellen, dass ein Begriff von Leistung, welcher auf das messbare Resultat von Handlungen fokussiert, keiner Philosophie bedarf. Vielmehr ergibt sich die Notwendigkeit einer genaueren Betrachtung, wenn es nicht um das Ergebnis, sondern um eine bestimmte Art und Weise des Handelns geht, die als Leistung bezeichnet wird, was auch bei Begriffen wie »Leistungsbereitschaft« oder »Leistungswille« der Fall ist. Die Schwierigkeit, die sich beim Begriff »Leistung« im Vergleich zu anderen Begriffen wie zum Beispiel »Schmerz« ergibt, ist, dass die Anwendbarkeit des sprachlichen Ausdrucks nicht anhand des Vorhandenseins bestimmter Kriterien geklärt ist. Die Verwendung des Begriffes »Leistung« setzt

im Unterschied zu Kriterien bedingten Wörtern wie »Schmerz« »den Bezug auf historisch sich wandelnde soziale Standards voraus, von denen die jeweilige Handlung abweicht.« (Gebauer 1972, S. 184). Die Leistung wird also erst in Bezug auf soziale Standards als solche erkannt. Das Weiterspielen eines verletzten Fußballspielenden ist eine Leistung im Verhältnis zu der üblichen Spielweise verletzter Spieler*innen, dem Ausscheiden. »In dieser Hinsicht ähnelt ›Leistung‹ Ausdrücken wie ›Verbesserung‹ und ›Erfolg‹, deren Verwendung einen Bezug auf bestimmte soziale Standards impliziert. ›Leistung‹ ist immer eine ›Leistung im Verhältnis zu‹ bestimmten Standards.« (Gebauer 1972, S. 185, Herv. i. O.).

Im Unterschied zu Verbesserung und Erfolg ist mit Leistung jedoch kein Bezug auf ein Wertesystem vorgenommen, weil die sozialen Standards keine Systeme von Werten bilden. Der soziale Standard wäre im Fußballbeispiel die Spielweise. Der Gebrauch des Ausdrucks Leistung beschreibt also keine Wertungen. Die Normen der Art und Weise des Handlungsvollzugs stellen den sozialen Standard dar. Entfernt sich eine Vollzugsweise von diesem – überbietet also das Etablierte – wird sie als Leistung bezeichnet. Im Beispiel: Der allgemeine Standard für die Handlungsweise verletzter Spieler*innen wird durch das Weiterspielen überboten. Ebenso kann die Verwendung des Begriffs »Verbesserung« über seine deskriptive Gebrauchsweise hinaus auch für die Bewertung einer Handlung in Bezug auf soziale Standards verwendet werden. Dabei sagen die Sprecher*innen etwas darüber aus, wie sie selbst im Verhältnis zu den von ihnen akzeptierten Standards eine Handlungsweise bewerten, also als Verbesserung und nicht als Verschlechterung. Dann ist der Gebrauch des Wortes normativ, ebenso wie die beschriebene Gebrauchsweise des Wortes »Leistung«, die dann nicht eine Bewertung im Verhältnis zu Standards der Gesellschaft beschreibt, sondern selbst eine Wertung ist. Im Sinne Gebauers ist Leistung demnach ein »bewertendes Prädikat für eine bestimmte Art und Weise, etwas zu tun. Eine ›Leistung‹ wird konstituiert, wenn jemand eine Handlung in bestimmter Weise ausführt *und* ein Beobachter diese Art des Handlungsvollzugs als ›Leistung‹ bewertet.« (Gebauer 1972, S. 185f., Herv. i. O.).

Die Leistung, welche immer anhand dessen bewertet wird, *wie* etwas getan wird, zeigt sich an Handlungen beziehungsweise daran, was die Betrachter*innen als solche bezeichnen. Deshalb lässt sich der Leistungsbegriff anhand der verschiedenen Arten differenzieren, *wie* sich die Leistung zeigt. Einerseits kann die handelnde Person selbst Leistung in ihrem Erleben erfahren, wobei die Person selbst die Art ihres Handelns als Leistung bewertet. In diesem Fall geht es um subjektive Auffassungen von Kriterien, die als erfüllt empfunden werden (ein Gefühl von Schnelligkeit, Beweglichkeit, Stärke). Andererseits können auch die intersubjektiv erkennbaren Aktionen von Handelnden als Leistung bewertet werden. In diesem Fall sind es intersubjektiv ausweisbare, objektivierte Kriterien. Auch wenn diese Kriterien nicht objektiv sind, erlauben sie auf der Grundlage der durch sie gebildeten Systeme von sozialen Bewertungsstandards eine Entscheidung darüber, ob es sich um eine Leis-

tung handelt. So können dann die Kriterien für die Leistung – nicht aber die Leistung selbst – gemessen werden (vgl. Gebauer 1972, S. 183–186).

Weil Leistung, wie festgestellt, kein ausweisbares Phänomen ist, muss auch von einer »Philosophie der Aussagen über Leistungen« gesprochen werden. Anhand sozial etablierter Standards und durch Rückschlüsse von subjektiven oder intersubjektiven Kriterien werden in einheitlicher Weise »Leistungs-Aussagen« in Bezug auf »Quasi-Ursachen« konstruiert (vgl. Gebauer 1972, S. 187).

Die – notwendigerweise normativen – soziologischen Aussagen über Leistung, als hauptsächlich Aussagenbereich neben dem Individualpsychologischen, sind insbesondere als Ideologiekritik an der industriellen Arbeitsleistung im Anschluss an Marx formuliert worden. Die entstehenden objektivierten Leistungskriterien sind einer politisch-ökonomischen Kritik unterzogen worden. In diesem Kontext hat Adam die Utopie einer Leistungsgesellschaft entworfen, in der alle Rangzuweisungen allein aufgrund des Leistungsprinzips vorgenommen werden und somit von allen Gesellschaftsmitgliedern als gerecht anerkannt werden. Im Sport sieht Adam dies als teilweise verwirklicht an und »definiert ›Leistung‹ als jede ›Aktion‹, die Grundlage einer Rangordnung sein kann« (Gebauer 1972, S. 188, Herv. i. O.). Das Dilemma, dass auch unmoralische oder täuschende Handlungen als Leistungen bewertete Aktionen darstellen können und als solche als anerkannte und gerechte Verteilungsgrundlage gelten gelassen werden müssen, liegt in der Problematik begründet, dass es keine definierte Leistung gibt. Die Kriterien, welche Grundlage zur Beurteilung einer Aktion als Leistung sind, sind nie abschließend festgelegt, sondern können stets erneuert und erweitert werden. Ebenso ist es möglich, dass neuartige Leistungen konstruiert werden. Jede Handlung, welche die entsprechenden Kriterien erfüllt um als Leistung zu gelten und demnach als Leistung gilt, muss dementsprechend als Grundlage einer Rangordnung akzeptiert werden. Dabei wird eine Leistung erst dann zu einer solchen, wenn ein bewertendes Individuum, welches auf die Kriterien aufmerksam wird, bestimmte Aspekte einer Situation als Erfüllung der Kriterien für eine Leistung ansieht. Der gleiche Vorgang ist konstitutiv für den »Erfolg«, weshalb Leistung und Erfolg als zwei Aspekte desselben Vorgangs unabdingbar miteinander verknüpft sind. »Erst im ›Erfolg‹ wird eine ›Leistung‹ konstruiert, und nur durch eine ›Leistung‹ ist ein ›Erfolg‹ möglich. Aus diesem Grund sei eine ›Leistungsgesellschaft‹ notwendig eine ›Erfolgsgesellschaft‹.« (Gebauer 1972, S. 189, Herv. i. O.).

Damit ist die bereits aufgeworfene Frage nach unserem Gesellschaftsprinzip weiter beantwortet. Auch wenn weitere Prinzipien als Verteilungsgrundlage mitwirken und die Maßstäbe zur Beurteilung der Leistungen, wie hier weiter konkretisiert, notwendigerweise nicht abschließend bestimmt und ebenso wenig vereinheitlicht werden können, führt Leistung als Verteilungsprinzip zur Erfolgsorientierung und nutzt das Medium des Erfolgs, in dem sich die Leistung als Beurteilungsmaßstab zeigt. Deshalb löst sich auch die von Lenk problematisierte

Tatsache der Anerkennung von vorgetäuschten oder passiven Leistungen in unserer Gesellschaft durch diese Argumentation auf. Denn entsprechende Erfolge beruhen ebenso auf Leistungen – jedoch Leistungen anderer Fassung. Wenn es keine Erkenntnis »eigentlicher Leistungen« gibt, sondern nur objektivierte Kriterien für das Vorliegen von Leistungen, können Leistung und Erfolg nur analytisch, nicht jedoch tatsächlich, voneinander getrennt werden (vgl. Gebauer 1972, S. 189, vgl. Lenk 2010, S. 523).

Gebauer führt für diesen Sachverhalt die Unterscheidung zwischen der »Aktionsleistung« und der »Präsentationsleistung« ein, wonach das, was die Gesellschaft als Leistung bezeichnet und sozial anerkennt, aus zwei Leistungen besteht. Die Aktionsleistung ist die Aktion, welche bestimmte sozial etablierte Leistungskriterien aufweist. Die Präsentationsleistung ist die Aktion, welche die Aktionsleistung als den gesellschaftlichen Normen entsprechend darstellt, die Kriterien der Leistung dramatisch aufführt, und somit die Anerkennung der Aktion als Leistung herbeiführt. Nach dieser Überlegung ist die Darstellung einer Aktion als Leistung – auch wenn sie eigentlich keine sei – ebenso eine anzuerkennende Leistung und nicht nur eine »Scheinleistung«, weil eine umso erheblichere Präsentationsleistung vollbracht wird, welche aufgrund der Tatsache ihrer gesellschaftlichen Anerkennung bereits eine Leistung sein muss. Dementsprechend kann nicht von »Scheinleistungen« oder »simulierten Leistungen« gesprochen werden, das würde eine bloß einseitige Anerkennung von Aktionsleistungen und eine nicht zu begründende Diskreditierung von Präsentationsleistungen voraussetzen. Am deutlichsten wird dies am Beispiel von Politikern oder Managern, deren Präsentationsleistung häufig eine »größere« Leistung ist als ihre Aktionsleistung. Das bedeutet im Umkehrschluss auch, dass Adams Utopie in unserer Gesellschaft, mit Einschränkung der von Lenk beschriebenen humanisierenden Mischung des Leistungsprinzips mit anderen Prinzipien, weitgehend als Wirklichkeit angesehen werden kann. Alle Gesellschaftsmitglieder erhalten ihren Rang aufgrund ihrer Leistung, wenn auch teilweise »nur« aufgrund von Präsentationsleistungen. Das Leistungsprinzip ist also aufgrund der aus zwei Teilleistungen bestehenden Leistung selbst im Idealfall ein Erfolgsprinzip, weil eine Leistung nur dann als solche anerkannt wird, wenn sie erfolgreich als solche präsentiert wird – mit Goffman gesprochen, sogar dramatisch aufgeführt wird (vgl. Gebauer 1972, S. 189–191).

Der Annahme, dass die Präsentation von Leistungsnormen selbst eine spezifische Leistung konstituiert, weiter folgend, konkretisiert Gebauer mit Hilfe von Goffmans Theorie der Identitätskonstitution die »performance«, als Leistung, die genau jene Präsentationsleistung bezeichnet und gleichfalls die einzige englische Übersetzungsmöglichkeit darstellt. Leistung, oder performance, bezeichnet nach Goffman »alle die Tätigkeiten eines gegebenen Teilnehmers (der Interaktion – G.G.) bei einer gegebenen Gelegenheit, die dazu dient, in irgendeiner Weise irgendeinen der anderen Teilnehmer zu beeinflussen.« (Goffman 1959, S. 15 zit. n. Gebauer

1972, S. 191). Das Individuum zielt darauf ab, andere Interaktionsteilnehmer dahingehend zu beeinflussen, seine gegenüber der sozialen Gruppe präsentierten Projektionen der eigenen Persönlichkeit anzunehmen. Goffmans Theorie weiter einbeziehend kommt der performance bei der Konstitution der Persönlichkeitsidentität eine zentrale Bedeutung zu, um Identitätskriterien zu entsprechen, welche wiederum erst anerkannt werden, wenn sie mittels Präsentationsleistungen entsprechend dargestellt werden. Auf die Identität des Darstellenden wird von den Interaktionsteilnehmer*innen demnach nur bei erfolgreicher Darstellung – Präsentationsleistung – geschlossen. Erst dann wird die Identität auch als solche angenommen. Die fiktive Ursache Identität, auf die anhand der »performten« Kriterien geschlossen wird, wird dann für das Entstehen der vorgeführten Kriterien verantwortlich gemacht, welche wiederum als Wirkungen der Identität interpretiert werden. »Sign-activities«, welche Kriterien als Zeichen der »Identität« hervorbringen, können sowohl verbale Symbole als auch nicht verbale Handlungen sein. Identität wird aufgrund des Rückschlusses gebildet, der anhand der in den Interaktionen präsentierten, sozial normierten Kriterien entsteht und von der Interaktionsgemeinschaft akzeptiert wird. Es ist also keine Konstruktion von innen heraus. Dementsprechend müssen sportliche Leistungen als Ausdruck der Identität verstanden und von der sozialen Gruppe als Identität des Handelnden akzeptiert werden. Bestimmte Züge der sportlichen Aktion, welche dann als Persönlichkeitsmerkmale hervorgebracht werden können, die im Kontext des Sports zumeist sehr positiv bewertete Identitätskriterien wie zum Beispiel Mut, Geschicklichkeit oder Ausdauer sind, werden dann zu allgemeinen Identitätsmerkmalen der Sportler*innen. Aber diese Rückwirkung bietet nicht nur Chancen für die Identitätskonstruktion, sondern lässt sich insbesondere im Kontext des Leistungssports auch als große Gefahr ausdeuten (vgl. Gebauer 1972, S. 191–193).

Genau diese »manipulierte Leistung« ist in den 1970er Jahren der zentrale Kritikpunkt der Neuen Linken am Leistungssport gewesen. Um diesem Argument zu entgegnen, ist eine sozialphilosophische Begründung notwendig. Die Unterscheidung zwischen freiwilligen und unfreiwilligen Leistungen hilft hier wegen der Unmöglichkeit, die eigentliche Leistungsdisposition zu erkennen, nicht weiter, da – wie bereits festgestellt – schon die Leistung an sich nicht festgestellt werden kann, sondern bloß, ob eine Handlung die entsprechenden Merkmale aufweist, welche der Beobachter als Kriterium dafür versteht. Die Kriterien für Freiwilligkeit sind wiederum stark abhängig von der jeweiligen Definition und den sozialen Konventionen und ermöglichen demnach keine theoretische Differenzierung. Ebenso verhindert die Insignifikanz der Klassifikation in freiwillig und unfreiwillig eine argumentative Nutzung dieser Differenzierung, weil damit nur etwas über die Art und Weise des Zustandekommens der Leistung, aber nichts über die Leistung selbst gesagt ist. Gleichartige Leistungen könnten unter unterschiedlichen Bedingungen Zustandekommen (vgl. Gebauer 1972, S. 194f.)

Inwiefern die Kritik der manipulierten Leistung, welche eigentlich auf das industrielle Leistungsprinzip abzielt, auch in Bezug auf Fehlentwicklungen im Sport gerechtfertigt ist, erklärt Gebauer ebenfalls in Anlehnung an Goffmans Theorie. Mit der »manipulierten Leistung« ist ein nur scheinbar befreiendes und identitätskonstruierendes Leistungstraining gemeint, welches diese Merkmale in Wirklichkeit gar nicht besitzt – so der Vorwurf. Damit der Leistungssport tatsächlich Entwicklungschancen für die Identität bieten kann, müssen der Theorie Goffmans zufolge zunächst zwei Bedingungen erfüllt sein. Ausdruckselemente und Ausdrucksfähigkeit der »sign-activity« müssen erstens umfangreich und ausgeprägt genug sein, um entsprechende Identitätskriterien zu erfüllen und sich ausdrücken zu können. Zweitens muss für eine Identitätskonstitution durch sportliche Leistung die Möglichkeit gegeben sein, dass die Sportler*innen die Fähigkeit haben, ihre Aktionsleistungen in Eigenregie durch Präsentationsleistungen darstellen zu können. Der Vorwurf an den Leistungssport ist, dass derartige, vielfältige Darstellungsmöglichkeiten häufig nicht gegeben und dementsprechend die für die Identitätskonstitution notwendigen Bedingungen nicht vorhanden sind (vgl. Gebauer 1972, S. 195f.).

Auch wenn – Gebauer zufolge – die beschriebene Problematik auf einen großen Teil der Leistungssportler*innen nicht zutrifft, lassen sich im Leistungssport dennoch Tendenzen und Fehlentwicklungen finden, bei denen die Kritik prinzipiell gerechtfertigt ist. Zur Verdeutlichung überzeichnet Gebauer den ungünstigen Fall des nicht identitätskonstruierenden Charakters des Sports, auf den die Manipulationsthese der Kritiker zutrifft. In diesem Leistungssport – seinem »worst case« – herrscht das spezielle Leistungsprinzip des Überbietens, in dem es stets darum geht, bestehende Marken in Richtung eines nicht festgelegten Ziels zu übertreffen. »Der sportliche ›Leistungsfortschritt‹ wird um seiner selbst willen herbeigeführt. Die oft zitierte Zweckfreiheit des ›Leistungssports‹ besteht in der Freiheit von Zweck und Sinn des ›Leistungsprinzips‹.« (Gebauer 1972, S. 197, Herv. i. O.). In diesem Kontext ist es an sich egal, in welcher Disziplin, unter welchen Umständen und mit welchem Ausgang der Fortschritt durch die Sportler*innen erzielt wird. Im Extremfall werden sogar der Bereich und das Ziel des Fortschritts von den körperlichen Voraussetzungen abhängig gemacht, welche die jeweiligen Sportler*innen mitbringen. Dies wäre zum Beispiel gegeben, wenn ein Kind in jungen Jahren mit dem Schwimmen beginnt, allein weil es eine günstige körperliche Disposition für diese Disziplin mitbringt. Es spezialisiert sich darüber hinaus auf die Rückenschwimmtechnik, allein weil hierbei höhere Chancen auf Wettkampferfolge prophezeit werden, obwohl das Kind mehr Spaß an der Delphintechnik hat und davon abgesehen viel lieber Trampolin turnen würde. Eine Identitätskonstruktion seitens der Sportler*innen ist in diesem überzeichneten Beispiel nicht möglich. Stattdessen können die Sportler*innen eine vorgefertigte Identität annehmen und verkörpern, die ihnen von ihrer sozialen Umwelt angeboten wurde – die Identität der Leistungssportler*innen. Grundsätzlich ist der Einfluss der sozialen Umwelt auf die Identität

unproblematisch und vielmehr zentraler Bestandteil von Goffmans Theorie. Im Fall der manipulierten Leistungssportler*innen werden jedoch der gesamte Identitätsentwurf sowie seine Inszenierung von seiner Umwelt übernommen. Das nimmt den Sportler*innen selbst die Möglichkeit, eine eigene Identität zu entwickeln und diese durch Aktionsleistungen zu präsentieren, denn der Leistungssport hat – anders als beispielsweise der Tanz – die Vielfalt seiner Ausdrucksmöglichkeiten auf eine Art Zeichen reduziert – die Überbietung. Dementsprechend kann an den Aktionsleistungen der Sportler*innen nur eine Art von Kriterium abgelesen werden. Die Art und Weise ihrer Aktionsleistungen wird einzig am Resultat erkenntlich und kann zwar theoretisch auf eine Ursache bezogen werden, lässt aber aufgrund des Mangels an weiteren Kriterien nur auf eine einzige Identität schließen. Die kritisierte Manipulation besteht nun darin, dass die Leistungssportler*innen in der Öffentlichkeit trotzdem das Image einer einzigartigen und besonderen Persönlichkeit haben und dieses auch für sich selbst als Identität annehmen (vgl. Gebauer 1972, S. 196ff.).

Die Problematik konkretisiert sich bei der Betrachtung der Ausdrucksmöglichkeiten, mit denen sich die Sportler*innen ihrer Umwelt mitteilen. Diese sind, wie beschrieben, aufgrund des quantitativen Überbietungsprinzips auf nur eine Art von Zeichen reduziert. Die »sign-activity« bietet damit für die Sportler*innen nicht die Möglichkeit der Kommunikation mit der Gesellschaft, da sie mit nur einem Zeichen keine Information übermitteln können. Weil sie also weder Kontakt noch Identität aufbauen können, ist es unumgänglich die von der Umwelt angebotene Identität anzunehmen. Aufgrund des Mangels an Zeichen zur Darstellung kann die »geliehene Identität« nicht an den Aktionen der Sportler*innen abgelesen werden und ist somit für sie äußerst ungünstig, weil sie sie in Interaktionssituationen nicht selbst darstellen können. Die von ihnen nicht leistbare Präsentationsleistung muss ebenso wie die Identitätskonstitution von ihrer Umwelt übernommen werden. Sie vollführen also Aktionsleistungen, zu denen sie ihre Umwelt veranlasst, die dann eine Identität präsentieren, an die sie selbst glauben, die sie aber nicht selbst inszenieren können. Damit ermöglichen sie ihrer sozialen Umwelt und den Massenmedien, sie als eine bestimmte Identität darstellen zu können. Dadurch ist es wiederum möglich, ihre Aktionsleistungen in einen neuartigen – von der Umwelt konstruierten – Kontext einzubetten. In diesem werden die Aktionsleistungen von der Gesellschaft als Identitätskriterien anerkannt, wodurch die Aktionsleistungen der Sportler*innen mit Hilfe der Präsentationsleistungen ihrer sozialen Umwelt eine Bedeutung erhalten, weil sie im Kontext der Präsentation zu Zeichen werden. Auf diesem Weg gelingt es Gebauer zufolge, die Sportler*innen als außergewöhnliche Persönlichkeiten darzustellen. Der entscheidende Nachteil ist jedoch, dass die Sportler*innen für die Präsentation ihrer Identität stets auf ihre Umwelt angewiesen sind und damit ihre Identität nicht von den Situationen lösen können, in denen sie von ihrer Umwelt präsentiert werden – ihre Identität steht in einem absoluten Abhängigkeitsverhältnis (vgl. Gebauer 1972, S. 198f.).

In diesem Fall trifft auf den Leistungssport die von der Linken ursprünglich insbesondere an die industrielle Arbeit – mit ihren vielfältigen Abhängigkeiten – gerichtete Kritik zu. Aufgrund des Mangels an Sprache ihrer Aktionsleistungen, welche ihnen die Möglichkeit zu Präsentationsleistungen nehme, bleiben sowohl die Arbeiter*innen als auch die Sportler*innen »identitätslose« und »willfähige« Individuen, die von jenen abhängig sind, die für sie die Präsentationsleistungen vollbringen (Gebauer 1972, S. 199). Erst wenn sie zu ihren Aktionsleistungen nicht mehr fähig sind, gewannen sie über ihre Situation Gewissheit und verlieren ihre Identität – was bei Sportler*innen meist schon nach ihrer Jugend der Fall sei. Damit gingen die Leistungssportler*innen trotz ihrer als außergewöhnlich präsentierten Identität in der gleichen Masse unter wie die Arbeiter*innen, denen keine öffentliche Anerkennung zuteilwerde. Jedoch sei die Situation für die Sportler*innen deutlich dramatischer, weil der Sport ihnen versprach, der Massenidentität und den mit ihr einhergehenden »Identitätsschäden« zu entkommen. Die Leistungssportler*innen seien so gesehen mit den Künstler*innen, die vielfältige und selbstständige Ausdrucksmöglichkeiten besitzen, nicht im Entferntesten verwandt, (vgl. Gebauer 1972, S. 199f.). Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass mit Blick auf den Trendsport immer wieder die Nähe des Sports zur Kunst gesehen wird (vgl. Schwier 2003, 2008)

Jedoch gibt es nach Gebauer auch die Chance, dass die Sportler*innen im Leistungssport die Möglichkeit erhalten, über ein Zeichensystem und die Fähigkeit zu Präsentationsleistungen zu verfügen. Dies sei zum Beispiel der Fall, wenn der Sport politisiert wird und die Gesellschaft dadurch nicht nur eine einzige Art von Identitätskriterien erkennt. Die vielfältigen Kriterien werden weder von den Sportler*innen noch von ihrer Umwelt präsentiert, können jedoch an ihren Handlungen gegenwärtig sein. Wenn eine entsprechende Handlung als Konvention und Identitätskriterium angenommen wird, besteht die Aktionsleistung nicht mehr nur in der originären sportlichen Leistung der Sportler*innen, sondern auch in ihrem Verhalten »drum herum« – beispielsweise bei Medaillenübergaben oder Pressekonferenzen. Eine neuartige und originäre Präsentationsleistung könne in diesem Fall vom Publikum als Spracherweiterung anerkannt werden. In gleicher Weise können auch die Turnerbünde und die Arbeitersportvereine als Beispiel für ein anderes Leistungsprinzip gelten, welches eine Vielfalt von Identitätskriterien an den Aktionsleistungen erkennen ließe und den Sportler*innen die Möglichkeit gebe, diese selbstständig für Präsentationsleistungen zu nutzen (vgl. Gebauer 1972, S. 200).

Bedeutung können die Zeichen des demzufolge potentiell vielfältigen Zeichenreservoirs des Sports nur durch eine Einbettung in außer-sportliche Kontexte erhalten. Den Grund für die ansonsten nicht vorhandene Möglichkeit der Leistungssportler*innen zu eigenen Präsentationsleistungen sieht Gebauer in einem kulturgeschichtlichen Erklärungszusammenhang. In der griechischen Antike war der sportliche Wettkampf Teil eines Gesamtkults, in dem religiöse Mythen dar-

gestellt wurden. In den festgelegten Kultabläufen übernahmen die sportlichen Wettkämpfe die Mimesis nicht verbaler Handlungen. Als während der Krise des griechischen Götterglaubens der Gesamtkult in die große agonale Dreiheit auseinanderfiel, blieb der Wettkampf, im Gegensatz zu Recht und Tragödie, als Bestandteil ohne Aussagensystem zurück. Als Handlungssystem kann er ohne Sprache – ohne verbales Darstellungssystem – den Mythos nicht mehr in seiner Gesamtheit darstellen. Damit fiel der Wettkampf aus dem Zusammenhang des Mythos heraus. Auf diese Weise verlor der Wettkampf seinen Ausdruck und ist somit ein Überbleibsel eines vormals zusammengehörigen Symbolgefüges, welches seinen Sinn verloren hat und »ist bis heute ein System potentieller Zeichen in einem Ideenvakuum.« (Gebauer 1972, S. 202).

Der in der Kritik stehenden »Leistungsmanipulation«, welche diese Leere erfolgreich erhalte, begegnet Gebauer mit einer Gegenüberstellung von »Leistungsmotiviertem« und »Faulen«. Das Prinzip der Faulheit würde in dieser Überlegung einen ausschließlichen Rückgriff auf Präsentationsleistungen ohne das Vollführen von Aktionsleistungen meinen. Im Rahmen dieses Verhaltens ist die Identitätskonstitution des im Arbeitskontext entfremdeten Individuums möglich. »Die ›Faulheit‹ als Konzentration auf ›Präsentationsleistungen‹ ist die Darstellung von nichts anderem als der eigenen ›Identität‹.« (Gebauer 1972, S. 202, Herv. i. O.). Variabel sind dabei die Präsentationsmittel, wobei das Zelebrieren von Ritualen stets Bestandteil der Präsentation ist. In Bereichen, die dem Leistungsprinzip verschlossen bleiben, stelle Faulheit geradezu das Mittel dar, mit Identitätskriterien zu spielen und dadurch Identität zu konstruieren. Beispiele dafür seien die Hippie-Kultur, die Verführungskunst oder der schöne Körper einer Frau. Mit der Hinwendung der Gesellschaft zum Prinzip der Faulheit interpretiere diese das Leistungsprinzip, wobei die Leistung in der Sichtbarmachung der eignen Identität bestehe. Auch wenn damit kein Ideal begründet ist, weil die abendländische Gesellschaft eine alleinige Anwendung des Leistungsprinzips auf Präsentationsleistungen als unmoralisch und gesellschaftsschädigend ansieht, demonstrieren die Faulen den Leistungsmotivierten durch das Gelingen ihrer Präsentationsleistungen auf unterschwellige Art und Weise ihre Überlegenheit.

Die Forderung der Gesellschaft nach Aktionsleistung bleibt indes bestehen, weshalb es für die Individuen nur in den Momenten nach Aktionsleistungen angemessen sei, ihre Identität durch Präsentationsleistungen darzustellen. Gebauers finale Ableitung ist ebenso naheliegend wie entscheidend. Sowohl Aktionsleistung als auch Präsentationsleistung sind für die Identitätskonstitution als notwendig anzuerkennen und sollten daher miteinander verbunden sein (vgl. Gebauer 1972, S. 200ff.).

Betrachtet man die Inszenierung des Leistungshandelns von Trendsportler*innen in ihren Szenen und in den von ihnen produzierten und rezipierten Medien sowie auf ihren Events, scheint dieser Anspruch hier in Perfektion eingelöst zu wer-

den. Auch die Darstellung von Coolness, Leichtigkeit und Gelassenheit kann als Indiz dafür gedeutet werden. Schließlich scheint es gerade in diesen Sportarten ein anzustrebendes Kriterium zu sein, die anspruchsvollen Bewegungskünste einfach wirken zu lassen – worauf Castigliones Begriff des »Sprezzatura« passt, womit genau diese Inszenierung des Anspruchsvollen als leicht gemeint ist. Viele der Trendsportszenen zeigen zudem eine Nähe zu alternativen Szenen, wie der von Gebauer benannten Hippiekultur. Auch ein gewisses Maß der Inszenierung von »Faulheit« könnte als Teil ihrer Praxis aufgefasst werden, bei der »Mühelosigkeit« dargestellt werden soll. Inwiefern schränken derartige Zuschreibungen den Blick auf ihr Leistungshandeln ein und inwiefern halten derartige Einschätzungen einer genaueren Beobachtung stand? Und inwiefern haben sie eine Selbstbestimmung über ihr Leistungshandeln erreicht? Gibt es weitere Facetten und Besonderheiten ihres Leistungshandelns? Dazu wird es im Folgenden ebenso Aufklärungsansätze geben wie zur Rolle der kreativen Inszenierung des eigenen Stils, der nur einen Teil ihres vielfältig erscheinenden Zeichensystems zur Konstruktion von Identität ist.

1.2.2 Leistung als Können und Könnensbewusstsein

Bereits vor der in diesem Kapitel schon mehrfach thematisierten Hochphase der Leistungsdiskussion in den 1970er Jahren, betrachtet Klafki das pädagogische Problem der Leistung auf dem 1964 abgehaltenen Kongress der Leibeserzieher, welcher unter dem Titel »Die Leistung« abgehalten worden ist. An Jahn anschließend versteht er Leistung als Inbegriff individuellen Könnens. Dies ermögliche erst die Kategorie Leistung als Richtmaß pädagogischen Handelns zu nutzen. Die Sinngebung von Leistung als individuelles Können schließt an Herman Nohls »kopernikanische Wende« an, nach welcher Ansprüche der Gesellschaft vor dem Hintergrund der Bedeutung für das Kind und das Können des Kindes je individuell hinterfragt werden müssen, was nicht als einseitige »Pädagogik vom Kinde aus« missverstanden werden darf. Nohl weiterentwickelnd muss dabei die »*Dialektik von objektiver Leistungsanforderung und individueller Leistungsfähigkeit*« (Klafki 1964, S. 34, Herv. i. O.) beachtet werden. Dabei zeigt sich eine komplizierte Beziehung, die nicht allein damit erklärt ist, dass individuelle Leistungsfähigkeit und Leistungswille »erst angesichts objektiv vorgegebener Leistungsanforderungen und Leistungserwartungen »erwachen« « (ebd.). Die Seite der Anforderungen fungiert nicht nur als Auslöser, vielmehr ist das, was sich an individueller Leistungsfähigkeit zeigt, in seinem Ausmaß und Inhalt durch diesen objektiven Pol des Verhältnisses immer schon mitbestimmt und vermittelt durch jenes, mit dem sich der Einzelne konfrontiert sieht. Das Leistungspotential ist dabei inhaltlich vielfältig und unbestimmt sowie individuell verschieden, wenngleich auch je unterschiedlich begrenzt. Tendenziell ist es jedoch – entsprechend der jeweiligen gesellschaftlichen Erfordernisse – größer als angenommen (vgl. ebd., S. 33f.).

Die erste der von Klafki angeführten soziologisch fundamentalen Struktureinsichten in das Leisten ist damit bereits benannt und kann im Hinblick darauf konkretisiert werden, dass sich der Erwartungspol im Kontext eines komplizierten Gefüges verortet – der Gesellschaft. Individuelle Leistung ist also ein gesellschaftlich vermitteltes Phänomen. Jedoch sind Leistungsfähigkeit und -bereitschaft damit nicht allein als Produkt gesellschaftlicher Erwartungen misszuverstehen. Als zweites Strukturmerkmal betont Klafki die Freiheit, die durch das in unserer Gesellschaft geltende Leistungsprinzip erworben wird. Trotz aller Kritik am Leistungsprinzip und den gegebenen Einschränkungen seiner Gültigkeit sollte demnach nicht das Prinzip an sich grundsätzlich in Frage gestellt werden. Als dritte Einsicht stellt er die Ausgleichsfunktion des Sports nach Plessner dar, mit der als besonderes Merkmal die Nachvollziehbarkeit und Verständlichkeit sowie die damit einhergehende öffentliche Anerkennung der im Sport erbrachten Leistungen einhergeht, die in anderen Gesellschaftsbereichen nicht gegeben ist. In den letzten beiden Struktureinsichten ist bereits das vierte Element enthalten, nach dem sich im Sport die Freiheit vom Zwang mit dem Leistungsprinzip verbindet. Das ist entscheidend, weil sowohl »Nicht-Arbeit« als auch Leistung für den modernen Menschen erstrebenswerte und bejahte Prinzipien sind. Fokussiert man wie Plessner zu stark auf eine Ausgleichsfunktion des Sports, drängt man den eigenständigen, immanenten Sinn des Sports in den Hintergrund. Um diesen Sinn zu erfassen und damit die These der Leistung als Inbegriff individuellen Könnens zu begründen, ist die Annahme leitend, dass der Sport für den leiblichen Menschen die Möglichkeit bietet, diesen als in sich selbst sinnvoll zu erfahren (vgl. Klafki 1964, S. 35–39).

In dieser Annahme spiegelt sich eine anthropologische Grundstruktur besonderer Bedeutsamkeit wider – die Verbindung des Menschen mit seinem Leib. Diese Beziehung ist Klafki zufolge nicht als Einheit zu verstehen.

»Der Mensch ist mit seinem Leib *zugleich geeinigt und von ihm unterschieden*; er erfährt sich als geistiges Wesen, als Person immer in seiner Leibgebundenheit – man denke nur an die Sprache –, und doch erfährt er seinen Leib zugleich als ›das Andere‹, besser als ›sein Anderes‹.« (Klafki 1964, S. 40, Herv. i. O.).

Daran schließt sich das Verständnis des Menschen an, in dem dieser als »weltoffenes«, auf Lernen, Selbst- und Weltgestaltung ausgerichtetes Wesen angesehen wird. Demnach müssen auch bewegungsbezogene Auseinandersetzungen erlernt werden. Und diese Leistung wird, insbesondere in ihren Anfängen, nicht als Last, sondern als Lust empfunden. Am Könnenserwerb des Laufens zeigt das Kind die Freude am Leisten und dem leibhaften Erschließen seiner Welt. Ein Prozess, der sich durch das Kindes- und Jugendalter als sinnvolle Erfüllung beim Wetteifern, Erkunden und Überwinden von Schwierigkeiten hindurchzieht und pädagogisch

entscheidend ist. Die fundamentale Bedeutung der Könnenserfahrung und des Könnensbewusstseins für Bildung und Erziehung hat Klafki zufolge – wie in Kapitel 1.1 dargestellt – eine lange pädagogische Tradition zurückreichend bis zur Thymoslehre Platons. Klafki sieht hierin auch das zentrale Motiv des Sports (vgl. Klafki 1964, S. 39ff.).

»Der pädagogische Sinn der Leistung liegt darin, daß Sie der Weg zum eigenen Können und das Medium freudigen Könnensbewußtseins ist.« (Klafki 1964, S. 41, Herv. i. O.). Leistung steht in seinem Wortursprung im Zusammenhang mit »lernen« und bedeutet »erfahren haben«. Leistung wird dadurch zur zentralen Kategorie allen menschlichen Lernens und stellt nicht nur einen Teilbereich neben anderen dar. Das wird insbesondere deutlich am Spiel, das ohne Leistung gar nicht zustande kommt und für das es aus diesem Grund auch ein Training gibt. Deshalb werden auch spielerische Leistungen hervorgehoben und andersherum Bedenken geäußert, wenn ein Kind »nicht spielen kann«. Dementsprechend will Klafki den Leistungsbegriff nicht nur den objektiv messbaren Dimensionen vorbehalten. Gerade aus pädagogischer Perspektive muss Leistung »vielmehr generell als Überwindung von Schwierigkeiten, als Bewältigung irgendeines selbstgesetzten Bewegungsziels, als *das objektive Maß eines individuellen Könnens* verstanden werden« (Klafki, 1964, S. 43, Herv. i. O.).

Die unterschiedliche Bedeutung des Leistungsmoments in verschiedenen sportlichen Disziplinen zeige sich beispielsweise an der Verschiedenheit zwischen Leichtathlet*in und Gymnast*in. Auf der einen Seite dürften Leichtathlet*innen ihren Leistungswillen äußerlich augenscheinlich werden lassen und dieser manifestiere sich in der aufsteigend-linearen Struktur in Richtung eines Endpunktes, auf der anderen Seite zeige sich die Leistung der Gymnast*innen gerade darin, dass sich ebendiese Anspannung nicht äußerlich zeigen darf und hingegen der Anschein von Leichtigkeit gezeigt werden soll. Im glücklichen Fall erfahren die Sportler*innen im Bewegungsvollzug ebendiese Widerstandslosigkeit ihres förmlich aus sich selbst heraus schwingenden Handelns, welches jedoch – und das erscheint entscheidend – durch die vorangegangene Erfahrung der Anspannung vermittelt ist. Darin wird die Paradoxie menschlichen Könnens als einem »nicht-könnenden Können« deutlich, welches stets neu ermöglicht werden muss. Klafki spricht in Bezug auf diese Beispiele von den verschiedenen Modifikationen des Leistungsprinzips, die genauer zu bestimmen sind (vgl. Klafki 1964, S. 41–45).

Anders als Gebauer betont Klafki den in sich selbst liegenden Sinn des Sports als zweckfreies Handeln. Aufgrund des freudigen Könnensbewusstseins des Heranwachsenden ist das Leistungsmoment in sich selbst sinnvoll. Anders als Gebauer fokussiert Klafki damit den pädagogischen Wert des Leistens, welcher nur dann gegeben ist, wenn der Sport in der bestimmten Art und Weise einer frei wählbaren, nicht-notwendigen Kunst vollzogen wird – was auch Gebauer als Ideal ansieht. Folglich machen auch diejenigen einen Fehler, die Sport als Mittel für etwas anderes nutzen und der Annahme folgen, über ihn bestimmte Eigenschaften ausbilden

zu wollen, die dann in oder für andere Bereiche relevant sind. Diese nicht belegte oder sogar wissenschaftlich in Frage gestellte Übertragungsvorstellung einspringt einem funktionalen Bildungsverständnis, gegen welches einzuwenden ist, dass sich entsprechende Eigenschaften wie Mut stets in verschiedenen Bereichen und Situationen entwickeln. Entsprechende Übertragungseffekte erfolgen, der Motivations- und Lernforschung zufolge, wenn überhaupt als bewusster Transfer. Aus pädagogischer Sicht können entsprechende Möglichkeiten nur durch Reflexionsgespräche hergestellt werden, in denen das Erfahrene und seine Übertragbarkeit thematisiert werden und aufgrund dessen die Heranwachsenden selbsttätig eine Einordnung des Sports in ihren Bildungsgang vornehmen können (vgl. Klafki 1964, S. 45–48).

Die Bedeutung des Sports für und innerhalb der Bildung ist aus der »Polarität von verpflichtenden Anforderungen und frei wählbaren Möglichkeiten der menschlichen Existenz« zu verstehen (Klafki 1964, S. 49, Herv. i. O.). Damit der Heranwachsende nicht in seiner Produktivität verkümmert, muss er auch als homo ludens angesprochen werden, was insbesondere im Sport möglich ist. Daraus ergibt sich, dass alle Sportformen um ihrer selbst willen betrieben werden dürfen und sollten. Das »Leisten können ohne leisten zu müssen« (Klafki 1964, S. 50, Herv. i. O.) wird damit zum konstitutiven Moment eines freudvollen Sporttreibens. Ebenso wenig wie der Musikunterricht habe der Sportunterricht die Aufgabe, eine darüberhinausgehende Funktion zu erfüllen. Weder soll Musikunterricht Erholung noch Sportunterricht Gesundheit herstellen. Die Freude an der Leistung ist Ziel und Motiv des Sports zugleich (vgl. Klafki 1964, S. 50).

An diese Überlegungen schließt Klafki die Frage nach der Art der ethischen Bedingungen des Sports an, unter denen das Leistungsmoment steht. Grundsätzlich ist Klafki zu Folge eine Problematisierung des Leistungsstrebens und der Überbietungspraxis im Sport hinfällig, weil es für ihn konstitutiv ist. Gerade dort wo das Messen – vielmehr als in anderen Gesellschaftsbereichen – überhaupt möglich ist, würde seine Zurückweisung einen zentralen Bestandteil des Sports auslöschen. Problematisch ist allein die Möglichkeit, dass sich im Falle eines erfolgreichen Höchstleistungsstrebens der Leistungswille mit anderen Motiven verbinden kann und der Sportler nicht im Stande ist, seine Exponiertheit zu verarbeiten, ohne dabei anderen die Freude am Leisten zu nehmen. Die Gefahr ist umso größer, je höher die objektive Leistung in der Bezugsgruppe ist und umso schwieriger und wichtiger wird es auch, das Leistungsbewusstsein in die Haltung der Gesamtperson zu integrieren, was als pädagogische Aufgabe zu verstehen ist (vgl. Klafki 1964, S. 51f.).

Innerhalb des Sports finden sich dreierlei Maßstäbe. Erstens die relative oder persönliche Höchstleistung, verstanden als freiwillige optimale Leistung. Zweitens die Einbindung der Einstellung zur sportlichen Leistung, als individuelle Integration in das Gesamte der Lebensbezüge. Drittens sind der Leistungswille und die Leistungsanforderung an den immanenten ethischen Bedingungen eines Sports

mit Spielcharakter zu messen. Deshalb darf der Sport nicht ernst genommen werden, die Erziehung zum sportlichen Ethos jedoch umso mehr (vgl. Klafki 1964, S. 53f.).

Um dies erfolgreich umzusetzen, ist nach Klafki die Beziehung zum leistenden Kind ausschlaggebend, weil diese ihm den Glauben in seine Leistungsfähigkeit geben kann. Darüber hinaus sei zu erkennen, dass ein demokratischer Führungsstil der Lehrperson den besten Einfluss auf das Leistungsniveau habe. Die im Kontext des pädagogischen Leistungsprinzips beabsichtigten individuellen Könnenserfahrungen werden zudem zunächst in einem kleinen Bereich oder einer bestimmten Sportart gewonnen, bevor das Motiv zur Leistungssteigerung ausgebildet wird, was auch für den Sportunterricht eine individuelle Schwerpunktbildung nahelegt. Weil die Leistungsmotivation von vorhergehenden Erfolgs- und Misserfolgserfahrungen abhängig ist, ist es darüber hinaus wichtig, auch Erfolgserlebnisse für leistungsschwächere Schüler*innen zu ermöglichen. Dazu eignen sich Klafki zufolge Gruppenwertungen und Gruppenwettkämpfe sowie die Formen innerer Differenzierung in methodischer und didaktischer Art. Ebenso sollten sich Schüler*innen im Sportunterricht innerhalb bestimmter Zeitspannen individuelle Leistungsziele setzen und den Weg der Zielerreichung dokumentieren. Darüber hinaus schlägt Klafki längere Perioden mit stärkerer Fokussierung auf den Sport, wie zum Beispiel Sport- und Zirkuswochen oder Schullandheimaufenthalte, zur Entwicklung der Leistungsfreude vor. Abschließend betont er die Reflexionsgespräche, welche nicht nur im Kontext der Höchstleistenden, sondern gerade auch bei der Bewältigung von Misserfolgen eine zentrale Rolle einnehmen. Um vor der »Perversion des Leistungswillens und der Leistungsfreude« zu schützen ist jedoch »*die Freude an der Leistung des anderen*« (Klafki 1964, S. 58, Herv. i. O.) ausschlaggebend und auch als pädagogische Aufgabe anzuerkennen. Diese Fähigkeit ist insbesondere auch für die Rolle der Zuschauenden entscheidend (vgl. Klafki 1964, S. 54–58).

Klafki liefert in seiner pädagogischen Betrachtung des Leistens wichtige anthropologische Überlegungen, welche die Stellung des Leistens im sportlichen Handeln des Menschen verdeutlichen. Die Bedeutung von Leistung als grundlegende Kategorie wird insbesondere daran deutlich, wie eng sie mit dem freudvollen Tun verbunden ist, an dem sich menschliches Handeln orientiert. Es bleibt abschließend noch einmal herauszustellen, dass das Leisten – auch Klafki zufolge – für den Menschen einen eigenständigen Wert in sich selbst hat und nicht nur im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Strukturen und Ansprüchen bedeutungsvoll ist. Das leistungshandeln ist bereits im Menschen selbst angelegt, da er auf Lernen ausgerichtet ist und dieses auf Leistung beruht.

Die Bedeutung der Leistungskategorie, die Klafki hier im Hinblick auf verschiedene Aspekte betont, wurde jedoch nicht nur in den 1970er Jahren in Frage gestellt und kritisiert. Auch in den daran anschließenden Jahrzehnten herrscht zumindest eine partiale Stimmung der Abkehr von der konventionellen Leistungsethik und dies

sowohl im gesamtgesellschaftlichen wie sportlichen Bereich. Diesen Wandel in Gesellschaft und Sport proklamieren Dietrich und Heinemann als den »nicht-sportlichen Sport« (1989). Mit diesem gehe ein Wertewandel einher, der mit einem »Bedeutungsverlust von Leistungsorientierung und Leistungsmotivation« einhergehe (Heinemann 1989, S. 27). Zahlreiche sozialwissenschaftliche Untersuchungen würden darauf hinweisen, dass die »konventionelle Leistungsethik an Einfluß verloren hat« (Digel 1986, S. 20, zit. n. Heinemann 1989, S. 27). Das zeige sich vor allem auch in der Bedeutung des Begriffs »Spaß«, mit dem das Handeln immer häufiger beschrieben wird und verdeutlicht, dass eine »gegenwartsbezogene Selbstbeglückung« das »zukunftsorientierte Leisten« (ebd.) als Sinnorientierung des Menschen abgelöst habe. Dem entspreche auch, dass ein auf Leistungssteigerung ausgerichtetes Handeln die Gegenwart vernachlässige, was gerade expressive Sportformen zu vermeiden versuchen und sich demnach vom Leistungsstreben abwenden. Dieser Sport sei vielmehr dafür gemacht, »gegenwartsbezogenes, freudvolles Erleben und die Ausblendung von Alltag, Zukunft und Zweck« zu ermöglichen (Heinemann 1989, S. 27). Auf den Punkt gebracht bedeutet diese Diagnose, dass Leistungsorientierung diesen Zielsetzungen grundsätzlich widerspreche.

In dieser Arbeit wird hingegen davon ausgegangen, dass beides miteinander vereinbar ist. Leistungsorientierung muss nicht Zukunftsorientierung bedeuten und ist keinesfalls mit ihr gleichzusetzen. Die Orientierung an Spaß muss dem leistungsorientierten Handeln nicht widersprechen. Vielmehr kann gerade aus der Gegenwartsverhaftung eine besondere Leistungsfähigkeit hervorgehen, was gleichzeitig mit Spaß einhergeht (vgl. Csikszentmihaly 2010). Dass gerade das Leistungshandeln und Lernen für den Menschen ein freudvolles Tun bedeutet, hat Klafki zweifelsfrei und mehr als hinreichend begründet herausgestellt. Dieser Auffassung folgend, wird der Aspekt des Genusses des Tuns, der zugleich Leistung hervorbringt, genauer betrachtet. Inwiefern im Trendsport eine Neuausrichtung des Sports zu sehen ist und welche Bedeutung dem Leistungsprinzip in diesem Zusammenhang zukommt, wird sowohl in der weiteren theoretischen Auseinandersetzung als auch in der empirischen Analyse genauer untersucht.

Möglichweise ist der Versuch einer Abwendung – im Sinne einer kritischen Distanz – vom Leistungsprinzip, wie sie Dietrich und Heinemann (1989) kritisieren, notwendig, um sich ihm anschließend auf neue Art und Weise zuzuwenden. Die Erörterung von Elias' Sozialisationstheorie, in welcher der Prozess der Zivilisierung vom Selbst- zum Fremdzwang analysiert wird, vermag in diesem Zusammenhang weitere Aufklärung zu geben. Nach zwei Exkursen wird diese Perspektive im Hinblick auf das Leistungshandeln im Sport genauer vorgestellt. Der erste Exkurs widmet sich dem Leisten als Selbstverwirklichung und zieht eine interkulturelle Perspektive ein. Der zweite Exkurs gibt einen kurzen Einblick in das Leistungsverständnis der Curricula und Lehrkräfte. Mit Hilfe einer interkulturellen Betrachtung des Leistens werden an dieser Stelle zunächst weitere Einblicke in sein erfüllendes,

zweckfreies Moment offeriert, das die Orientierung am Ergebnis in den Hintergrund rückt und dadurch das von Klafki betonte freudvolle Tun ermöglicht. Mit Blick auf die Lehrpläne wird sich eine fast gegenläufige Auffassung zeigen.

Exkurs 1: Leisten als Selbstverwirklichung – eine interkulturelle Perspektive

Wagner (1974) entwickelt im Zuge einer Auseinandersetzung mit der Fragestellung nach der Vereinbarkeit von Leistungssteigerung und Selbstverwirklichung einige gewinnbringende Gedanken in Bezug auf den Leistungsprozess. Diese Überlegungen schließen an die Thematik Heinemanns an. Wagner kommt jedoch im Sinne der hier vertretenen Auffassung zu einer anderen Schlussfolgerung bezüglich der Bedeutung des Leistungsprinzips.

Seine Argumentation steht, wie für diese Zeit charakteristisch, im Kontext der Beschäftigung mit dem Wandel der Arbeitsverhältnisse im Zuge der weiter fortgeschrittenen Industrialisierung und Kapitalismusorientierung und der aufkommenen Kritik der »Neuen Linken«. Dieser entgegnet Wagner jedoch mit einer Betrachtung der Ausgestaltung und Zielsetzung des Leistungsprinzips, wobei er durchaus die derzeitigen Verhältnisse kritisiert, nicht aber die Leistungsorientierung grundsätzlich in Frage stellt. Wagner folgend muss vielmehr ihre Ausgestaltung überprüft werden.

Zunächst unterscheidet er zwischen verschiedenen Zielsetzungen von Leistungen, die auch Motivation zur Leistung sind. Neben dem »Überleben«, »die Erde sich untertan machen« und »die Welt zu verändern« betrachtet er die Leistungsziele »andere Menschen übertreffen« und »sich selbst übertreffen« (Wagner 1974, S. 146.). Während beim Übertreffen anderer das Konkurrenzprinzip gilt, setzt das Übertreffen von sich selbst innere Maßstäbe voraus, anhand derer der eigene Fortschritt bestimmt werden kann. Dieses letztgenannte Ziel sieht Wagner als wenig populär und am Ehesten bei den Yoga-Lehren als präsent an. Den Wert der Leistungsziele, andere zu übertreffen und gesellschaftliche Verhältnisse zu ändern, die Wagner zufolge von besonderer Aktualität sind, zweifelt er an, da diese nicht bewussteinbildend sind oder zur Weiterentwicklung des einzelnen Menschen beitragen. Den Konflikt zwischen den verschiedenen Zielsetzungen der Leistung, der sich in jenem zwischen marxistisch und kapitalistisch Orientierten versinnbildlicht, sieht Wagner als den Kern der Sache verfehlend (vgl. Wagner 1974, S. 146–149).

»Wie empirisch gesichert (nach Heckhausen), sind Gesellschaftsveränderer stärker Leistungsmotiviert als konservative Kräfte. Das könnte zum Paradoxon überspitzt dann heißen: Die Abschaffer des Leistungsprinzips sind ihrerseits außerordentlich leistungsmotiviert. Sie streiten sich mit ihren Gegnern nicht eigentlich um das Leistungsprinzip, sondern um die möglichen Ziele von Leistung.« (Wagner 1974, S. 149)

Im Kontext einer Orientierung am Leistungsprinzip werden Quantitäten gemessen und verglichen. Schwieriger wird es dort, wo gleiches mit Qualitäten geschehen soll. In diesem Fall kann das Bestreben entstehen, Qualitäten durch Kennzahlen zu quantifizieren⁴, wie zum Beispiel Glauben durch Kirchlichkeit, um so dem Leistungsprinzip weiteren Vorschub zu leisten. Die Problematik liegt auf der Hand. Die Quantifizierung von Leistungen darf nicht die hinter den Leistungen stehenden Werte verschleiern und ihnen damit ihren Sinn rauben (vgl. Wagner 1974, S. 149ff.).

Das in der Arbeitswelt geltende Leistungsprinzip steht im Kontext der Industrialisierung und erzeugt eine ähnliche Problematik. Die industrielle Arbeit, welche die Zerlegung des Arbeitsprozesses in Teilprozesse zur Effizienzsteigerung und die Maschinisierung der Arbeit beinhaltet, ist für den Menschen in zweierlei Hinsicht problematisch. Auch wenn aufgrund des Taylorismus die Zurechenbarkeit der Einzelleistungen zum Arbeiter gelöst ist, lassen sich dennoch Erfolge nicht auf die Einzelperson zurückführen, weil die Arbeit in komplexe Handlungsketten eingebunden ist, in denen zahlreiche Arbeiter mitwirken. Dementsprechend schwer ist es, sich mit der geleisteten Arbeit zu identifizieren. Darüber hinaus ist der Spezialisierungsgrad selbst jener Arbeit, die nicht im Sinne der Fließbandarbeit zergliedert ist, und für die der Begriff der Berufsarbeit angemessen ist, so hoch, dass auch hier die Distanz zum Ergebnis der Leistung – dem großen Ganzen – enorm hoch ist. Deshalb ist auch in diesem Fall eine Identifikation mit der Arbeit nur schwer möglich. Die Entfremdung wird zudem durch die große Distanz zwischen Leistungserstellung und dem Genuss des Leistungserfolgs verstärkt (vgl. Wagner 1974, S. 153 & 161)

»Die minimale Distanz wäre dann gegeben, wenn Leistungs-Erstellung und -Ergebnis so sehr ineinander übergehen, dass sie praktisch untrennbar werden: Dann handelt es sich – in der Terminologie des Aristoteles – um *enérgeia*, also um jene Art von Wirksamwerden, die ihr Ergebnis in sich selbst enthält und keiner Produktion, Ent-äußerung oder Objektivierung mehr bedarf.« (Wagner 1974, S. 161)

In künstlerischen, wissenschaftlichen oder religiösen Tätigkeiten – dem Gestalten, dem Forschen oder der Liturgie – ist das der Fall. Aber auch auf Arbeiten wie das Haareschneiden kann das zutreffen. Die damit im Zusammenhang stehenden Berufe haben also aufgrund ihrer minimalen Entfremdung ein besonderes Potential zur Selbstverwirklichung. Begründet liegt das in mehreren Faktoren. Erstens befriedigen die entsprechenden Tätigkeiten selbst und nicht erst das daraus Hervorgehende, wie zum Beispiel die Bezahlung oder das Werk. Zweitens werden sie selbstverantwortlich oder sogar in wirtschaftlicher Selbstständigkeit ausgeführt und ha-

4 In der Wissenschaftshistorie ist ähnliches bei der Abspaltung der Naturwissenschaft von der Naturphilosophie geschehen, indem die Technik die Natur mit den Aspekten von Materie sowie Energie, Zeit und Raum quantifizierbar machte (vgl. Wagner 1974, S. 150).

ben deshalb einen organisatorisch hohen Grad an Selbstverantwortung. Drittens ermöglicht die Tätigkeit ständige Leistungssteigerung und Lernen aufgrund der unmittelbaren Rückkopplung des Erfolgs an die eigene Leistung. Dies veranschaulicht sich am Rockmusiker, der die Stimmung auf seinem Konzert direkt erfährt und vom Publikum eine unmittelbare und von den Medien eine kurzfristige Rückmeldung über seine Leistung erhält – bei einer Plattenaufnahme wäre dies bereits anders (vgl. Wagner 1974, S. 161f.).

Entscheidend ist, dass in diesen Beispielen der Prozess wichtiger ist als das Resultat. Darin ähneln sich die beschriebenen Tätigkeiten und das vor-industrielle Kunsthandwerk. Selbst wenn sich das Resultat als Ziel des Prozesses versteht, steht doch die Tätigkeit im Vordergrund.

»Ein Maskenschnitzer des Senufo-Stammes in Westafrika fertigt seine eigenen Geräte, fällt seinen eigenen Baum, um Material zu gewinnen, opfert den Göttern für diese Verletzung der Erdrinde. Er schnitzt eine Maske ohne Mitarbeiter und ohne Rücksicht auf die Zeit, nicht um sie zu verkaufen, sondern um sie dem Kult zu übergeben. Sobald er jedoch Knappheit und Konvertibilität der menschlichen Arbeitszeit entdeckt – und diese Entdeckung ist in Westafrika in vollem Gange – ist es vorbei mit dieser Idylle, der Prozeß der Industrialisierung setzt ein. Er ist unumkehrbar.« (Wagner 1974, S. 162)

Der Sport ist als ein Bereich der Freizeitgestaltung anzusehen, der entsprechende Selbstverwirklichungsmöglichkeiten bereithält, die im Erwerbsleben immer weniger aufzufinden sind – und das aufgrund der Rückkopplung und der Zurechenbarkeit des in ihm Geleisteten. Damit sind das Hobby im Allgemeinen und der Sport im Speziellen kein Verabschieden vom Leistungsprinzip, sondern eine Leistungswelt mit selbstgewählten Zielen und Interessen. Kann diese Art der Freizeitgestaltung aus wirtschaftlicher Sicht als Rückschritt hinter die Industrialisierung betrachtet werden, so ist sie in Bezug auf die Selbstverwirklichung ein klarer Fortschritt (vgl. Wagner 1974, S. 163f.).

Es stellt sich die Frage, inwiefern auch im Sport ein industrielles Leistungsverständnis anzutreffen ist, das sich in den Bereich der Freizeit übertragen hat, schließlich sind hier dieselben Menschen tätig. Insofern ein solches Deutungsmuster anzutreffen ist, bleibt offen, ob dieses wirklich unumkehrbar ist (vgl. ebd.) und welche Rolle dem Trendsport hierbei zukommen kann.

Es bleibt festzustellen, dass das Leistungsprinzip auch im Freizeitbereich eine große Rolle spielt. Auch wenn Wagner die Selbstverwirklichungsmöglichkeiten des Sports herausstellt, bleibt offen, ob diese wahrhaftig vorhanden sind und tatsächlich ein freies und selbstgewähltes Leisten stattfindet. Der Mensch hört in seiner Freizeit nicht auf, etwas zu leisten. Die Frage danach, inwiefern eine Pause vom industriellen Leistungsstreben überhaupt möglich ist, berührt jene nach der Freiheit des Men-

schen. Während dieses Kapitel mit der leitenden Frage, nach der Ursache des Leistungshandeln des Menschen, bereits vielfältige Antworten aufgezeigt hat, bleibt zugleich letztbenannte Frage offen. Insbesondere mit Klafki ist deutlich herausgestellt worden, dass das Leisten im Wesen des Menschen begründet ist. Gleichzeitig hat die entwicklungsgeschichtliche Herangehensweise die Begründung des Leistungsprinzips in der historisch gewachsenen Gesellschaft aufgezeigt. Die Verortung des Leistungsprinzips zwischen anthropologischer und soziologischer Ebene soll nach dem zweiten und letzten Exkurs anhand einer zivilisationstheoretischen Zugangsweise, die beide Bezugsgrößen mit einbezieht, weiter erschlossen werden. Es geht auch darum, das Verhältnis beider Ebenen weiter zu klären.

Exkurs 2: Leistung im Schulsport – zur Perspektive der Curricula und Lehrkräfte

Ruin (2015) hat den Sportunterricht auf der Ebene der Lehrpläne betrachtet und macht in den meisten Bundesländern eine klare Orientierung an einem sehr engen Leistungsbegriff aus. Mit der Ausnahme Nordrheinwestfalens, wo der Leistungsbegriff im Lehrplan eine deutliche Öffnung und Differenzierung erfahren hat, kann über alle Bundesländer hinweg eine starke Ausrichtung an normierten Leistungsvorgaben festgestellt werden, die in den Kompetenzerwartungen formuliert sind. Im Rahmen der Kompetenzorientierung hat demnach sogar eine noch stärkere Fokussierung auf Leistung und ihre Steigerung stattgefunden (vgl. Ruin 2015, S. 195). Leistung spielt zwar in allen Lehrplänen eine große Rolle, jedoch wird unter den von Ruin untersuchten Lehrplänen nur in Nordrheinwestfalen »ein kritisches Auseinandersetzen mit gesellschaftlichen (vielfach normierten) Leistungsverständnissen angeregt und die Orientierung an einer individuellen Bezugsnorm vertreten. Ebenso werden die Bezüge zwischen individueller Leistung, gesellschaftlichen Leistungserwartungen und personaler Identität thematisiert.« (Ruin 2015, S. 195). Auf der Ebene der Lehrpläne gemessen, findet Ruin zufolge im Sportunterricht eine »klare Orientierung an normierten Leistungserwartungen [...], mit dem Ziel die eigenen Leistungen letztlich zu optimieren« statt (2015, S. 191). Darüber hinaus verstehen laut einer Interviewstudie von Meier und Ruin (2015) die Sportlehrkräfte Leistung häufig in einer funktional-normativen Weise, bei der kontinuierliche Leistungsüberprüfungen, klare Normenvorgaben darüber, was als Leistung zu gelten hat und die Zielsetzung die Leistungsfähigkeit zu steigern vorherrschen (vgl. Ruin 2015, S. 45).

1.3 Zivilisationstheoretische Wendung des Prinzips

Die in den vorangegangenen Kapiteln beschriebenen Entwicklungen des Leistens lassen sich auch als Entwicklung vom Fremd- zum Selbstzwang beschrieben. Norbert Elias stellt genau dies in den Mittelpunkt des von ihm als »Zivilisierung« beschriebenen Prozesses. Die Besonderheit seiner (»Modernisierungs-«) Theorie im Vergleich zu anderen Theorien ist, dass er in seiner auf einen weiten Zeitraum (ab 800 n. Chr.) ausgerichteten Theorie Prozesse analysiert, die erst im Laufe des 20. Jahrhunderts klarer hervortreten. Die spätestens in den 1920er Jahren augenscheinlich werdenden Veränderungen, die der Arbeit an seinem Hauptwerk »Über den Prozess der Zivilisation« (1935–1937) direkt vorausgehen, äußern sich in Elias' Interesse an der Frage, warum die sich zunehmend ausdifferenzierende Gesellschaft mit ihren Koordinationserfordernissen ohne staatliche Zwangsmaßnahmen oder Verhaltenskontrollen auskommt. Die ohne Handlungsvorgaben ablaufenden Abstimmungs- und Anpassungsprozesse zwischen einer Vielzahl von räumlich distanzierten Akteur*innen, die zudem auf den ersten Blick eine historisch einzigartige Freiheit genießen, sind aus Elias' Sicht nur unter Einbezug der Geschichtlichkeit der gesellschaftlichen Entwicklungen zu erklären. Elias plädiert daher grundsätzlich für eine stärkere Berücksichtigung der langfristigen Prozesse im Rahmen soziologischer Forschung, weil dies für die Erklärung aktueller Situationen von großer Bedeutung ist (vgl. Rosa, Strecker & Kottmann 2013, S. 202–207).

Mit der Betrachtung der Entwicklungsgeschichte des Leistens wurde diesem Anspruch Elias' bereits Rechnung getragen. Aber noch in einem weiteren Aspekt entspricht ein zentraler Ansatzpunkt Elias' der Absicht dieses Kapitels und ist damit äußerst hilfreich und anschlussfähig. In seiner Theoriebildung überwindet er die einseitige Erklärung mit Perspektive auf entweder Gesellschaft oder Individuum, die immer eine Entscheidung für das eine und gegen das andere voraussetzt. Er folgt nicht der tradierten Trennung – dem Dualismus von Gesellschaft und Individuum, sondern vermittelt beide miteinander, anstatt sie einander gegenüberzustellen (vgl. ebd.).

Aus wissenschaftstheoretischer Perspektive zeigt sich diese Trennung in der Herausbildung zweier Disziplinen, die sich auf ihre jeweilige Perspektive spezialisiert haben, die Psychologie für das Individuum und die Soziologie für die Gesellschaft. Elias beabsichtigt jedoch mit seiner Figurationssoziologie beide Perspektiven zu verbinden, weil sich die beiden Untersuchungsperspektiven zwar voneinander unterscheiden, aber nicht trennen lassen (vgl. Elias 2006, S. 165). Eine mehrperspektivische Analyse kommt, Elias folgend, den tatsächlichen Vorgängen näher (vgl. ebd., S. 167). Das »Fürwortmodell« soll in diesem Zusammenhang dabei helfen,

»den perspektivischen Charakter der menschlichen Interdependenzgeflechte verständlich zu machen. [...] Demgemäß gehört es zu den Aufgaben der Soziologie, mindestens die Perspektive der dritten und der ersten Person in Rechnung zu stellen. Auch in diesem Sinn weist das Fürwortmodell darauf hin, daß man sich Menschen nie als einzelne vorstellen kann, sondern immer nur als Menschen in Figurationen. Die Interdependenz jedes Menschen als jemand, der in bezug auf sich selbst ›Ich‹, in bezug auf andere ›Du‹, ›Er‹ oder ›Sie‹, ›Wir‹, ›Ihr‹ und ›Sie‹ sagen kann, ist eine der elementaren, der universalen Aspekte aller menschlichen Figurationen.« (Elias 2006, S. 168f., Herv. i. O.).

Im Sinne seines Ansatzes einer Soziologie sozialer Prozesse und der Überwindung des Dualismus von Individuum und Gesellschaft hat der Zivilisationsprozess eine doppelte Struktur. Es ergeben sich einerseits Veränderungen auf der Ebene der Gesellschaftsform, die Elias *Soziogenese* nennt, und andererseits Veränderungen auf der Ebene der Persönlichkeitsstrukturen, die er als *Psychogenese* beschreibt. Beide entwickeln sich komplementär und sind nur in Abhängigkeit voneinander und unter Beachtung ihrer Entwicklungsgeschichte zu begreifen (vgl. Rosa et.al. 2013, S. 205ff.).

Die von Elias propagierte Methode der Figurationsanalyse meint ein ständiges Mit-Bedenken der »Ich«- und »Wir«-Perspektive, von Individuum und Gesellschaft, wobei sich der Begriff »Individuum« auf interdependente Menschen in der Einzahl und der Begriff »Gesellschaft« auf dieselben in der Mehrzahl bezieht (vgl. Elias 2006, S. 165). Die Figuration ist das Geflecht aus sich wechselseitig aufeinander beziehenden Individuen. Zwischen ihnen bestehen Macht- und Spannungsverhältnisse, die sich im Laufe des Figurationsprozesses immer wieder verändern können. So existiert das Spiel beispielsweise nicht als Spiel an sich, unabhängig von den Spielenden, sondern wird durch die verflochtenen Handlungen mehrerer interdependenter Gruppenmitglieder konstituiert, die zusammen eine Figuration bilden. Im Elias'schen Verständnis stellen Figurationen den zentralen Gegenstand soziologischer Untersuchungen dar. Damit wird den Interdependenzen der Menschen besondere Aufmerksamkeit geschenkt, weil davon ausgegangen wird, dass aus ihnen das Verhalten der Menschen resultiert. Erklärungen lassen sich dementsprechend nicht durch eine eingeschränkte Betrachtung des Verhaltens des Einzelnen finden, sondern durch eine Untersuchung der Figuration, in denen dieses zustande kommt (vgl. Elias 2006, S. 170–176).

1.3.1 Vom Fremd- zum Selbstzwang

Ausgangspunkt von Elias Theoriebildung ist die Frage, wie Individualisierung angesichts der Abhängigkeitsverhältnisse innerhalb der hochgradig verflochtenen Gesellschaft von gleichzeitig überaus unterschiedlichen und unabhängigen Individuen möglich ist. Sein zentraler Gedanke besteht darin, dass im Prozess der Zivilisation eine zunehmende Verlagerung der äußeren Zwänge und externen Verhaltenskontrollen ins Innere des Individuums hinein stattfindet, beziehungsweise bereits stattgefunden hat. Er geht davon aus, dass sich in diesem langfristigen Prozess die Persönlichkeitsstrukturen und die Gesellschaftsstrukturen wechselseitig so herausbilden, dass sie zueinander passen, womit er seinen Anspruch der Überwindung der Gegenüberstellung von Individuum und Gesellschaft bei seiner Theoriebildung einlöst.

Der moderne Mensch beherrscht sich demnach selbst und ist folglich nicht frei von sozialen Zwängen, Regulation und Herrschaft. Er hat den Fremdzwang in einen weitaus effektiveren Selbstzwang umgewandelt. Auf dieser Basis ist es ausdifferenzierten modernen Gesellschaften möglich, ihre beachtlichen Koordinationsleistungen zu erbringen. Das moderne Individuum kennzeichnet demnach sein hoher Grad an Beherrschtheit und Selbstkontrolle, sein vorausschauendes und geplantes Handeln, sowie die Vermeidung des Einflusses von Affekten oder plötzlichen Bedürfnissen auf dieses Handeln. An Stelle der Gewalt eines externen Herrschers tritt demnach das Diktat innerer »Verhaltensdispositionen«. Diese Zivilisierung begreift Elias als zeitlose und universelle Aufgabe aller Gesellschaften, deren Erfüllung Menschen erst »gesellschaftsfähig« macht. Zum Zusammenleben ist es also notwendig, dass der Mensch seine natürlichen Anlagen zur Selbstregulierung durch das Erlernen von Trieb- und Affektkontrolle im Sinne der gesellschaftlichen Zivilisationsmuster ausbildet. Dem geht die Annahme voraus, dass im Menschen die anthropologischen Voraussetzungen vorhanden sind, sich zu zivilisieren. Darauf kann dann wiederum die Überlegung aufbauen, dass die Verhaltensregulierung in Gesellschaften in eine bestimmte Richtung verläuft. Zur Beschreibung von Zivilisationsprozessen ist ein Wissen darüber notwendig, »auf welche unwandelbaren Gemeinsamkeiten wie auch auf welche wandelbaren Verschiedenheiten der Menschen sich der Begriff der Zivilisation bezieht. Der gesellschaftliche Zwang zum Selbstzwang und das Erlernen einer individuellen Selbstregulierung im Sinne wandelbarer gesellschaftlicher Zivilisationsmuster sind soziale Universalien.« (Elias 1986c, S. 383 zit. n. Rosa, Strecker & Kottmann 2013, S. 205f., vgl. ebd., S. 202–207).

Zur Grundlage von Elias' Denken gehört, dass sich Wandlungsprozesse vom Fremd- zum Selbstzwang der menschlichen Verhaltensregulierung in allen Gesellschaften finden lassen. Die Aufgabe des Soziologen ist es demnach, sowohl die Art und Weise als auch die Formen des Selbstzwangs genauer zu bestimmen und herauszufinden, welche Ereignisse und sozialen Prozesse für spezifische

Entwicklungen eine Rolle gespielt haben oder spielen. Der Auflösung des Dualismus zwischen Gesellschaft und Individuum folgend sind dabei keinesfalls lineare oder kausale Ursache-Wirkungszusammenhänge anzunehmen. Es kann weder die Sozio- noch die Psychogenese als Ursache oder Wirkung identifiziert werden. Vielmehr lässt sich die Entwicklung als lose Kopplung und Gleichschritt beider beschreiben. Das Wahrnehmen von Menschen als eigenständige Einheiten ist darüber hinaus nur in einer bestimmten Form von Gesellschaft möglich – konkret: in modernen Gesellschaften. Das macht uns zu gesellschaftlichen Individuen, die sich selbst und andere als abgeschlossene Einheiten erfahren. Und das wiederum nur als Ergebnis eines gesellschaftlichen Entwicklungsprozesses. In dieser gesellschaftlich begründeten, spezifischen Form des Mensch-Seins, den der Individualismus darstellt, verschwimmt der Dualismus zwischen Individuum und Gesellschaft (vgl. ebd.).

Elias und Dunning, die sich gemeinsam mit der Entwicklung des Sports im Zivilisationsprozess beschäftigt haben, weiter folgend sind verschiedene Bereiche des Lebens unterschiedlich stark von gesellschaftlichen oder individuellen Zwängen geprägt. Auch die Vielzahl an sportlichen Aktivitäten lassen sich innerhalb dieses Kontinuums jeweils unterschiedlich einordnen. Zunächst stecken Elias und Dunning einen allgemeinen Rahmen dieser Zwänge ab, innerhalb dessen dann auch verschiedene sportliche Handlungen verortet werden können. Das »Arbeitsleben« und die »Muße« stellen dabei gegenüberliegende Pole dar. Die »Freizeit«, welche – Elias und Dunning folgend – nicht allein als Mittel zur Wiederherstellung für die Arbeit gesehen werden darf, ist der Bereich, in dem individuelle Maßgaben Priorität haben. Insofern Freizeit nicht nur eine Funktion für die Arbeit, sondern eine eigene Bedeutung hat und eine Erscheinung eigener Art ist, ist sie auch bedeutungsvoll für den Menschen, was es genauer zu bestimmen gilt (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 169ff.).

Auch in Bezug auf Spannungsverhältnisse wird die Freizeit häufig als Gegenteil zur Arbeit dargestellt. Doch Elias und Dunning zufolge suchen Menschen gerade auch in ihrer Freizeit nach Spannung und Abenteuer. Menschliche Figurationen sind grundsätzlich auch gar nicht ohne Spannungsverhältnisse zu haben. Jedoch erzeugen Freizeitbeschäftigungen »angenehme Spannungen« und sind demnach als Medium der »Entspannung« nicht treffend beschrieben (vgl. ebd., S. 172f.). Darüber hinaus muss Freizeit als »Spektrum« gesehen werden, allein weil die Bedeutung von Muße innerhalb dieses Feldes sehr unterschiedlich sein kann und eine einheitliche Deutung von Freizeit allein aufgrund mangelnder Differenzierung nicht möglich wäre. Das fließend ineinander übergehende Spektrum der verschiedenen Bereiche der Freizeit eint die in ihnen im Vergleich zum Arbeitsleben vorzufindende Lockerung der Affektkontrolle. Im Grad der Formalisierung unterscheiden sich die jeweiligen Bereiche, wobei der Bereich von »Muße, Müßiggang und Zeitvertreib« durch den höchsten Grad an Selbstbestimmung gekennzeichnet ist. Sportliche Betätigungen sind in Elias' und Dunning's Typologie der Freizeitbeschäftigungen – die sie

als vorläufig und empirisch zu validieren ausweisen – in den Bereichen »Intermediäre Freizeit« sowie »Muße, Müßiggang, Zeitvertreib« zu finden. Darüber hinaus gibt es noch den Bereich der »formalisierten Freizeit«, in dem beispielsweise das Schlafen, Essen, die Körperpflege, Haushaltsführung und das Einkaufen verortet werden. Die »intermediäre Freizeit« enthält »Aktivitäten, die wiederkehrende Bedürfnisse nach sozialer Orientierung, Bildung und/oder Selbstverwirklichung und Selbstbestätigung befriedigen« (Elias & Dunning 2003, S. 177f.). Unter den verschiedenen Unterkategorien dieses Bereichs sind das Amateursportler- und Trainertum in der Unterkategorie »private Arbeit« angesiedelt, die sich durch ein gewisses Anspruchsniveau und ein kommunikatives Profil sowie durch eine hohe emotionale Resonanz auszeichnen. Innerhalb des Bereichs »Muße, Müßiggang, Zeitvertreib« wird Sport in die Unterkategorie »Mimetische« oder spielerische Beschäftigungen« (Elias & Dunning 2003, S. 179, Herv. i. O.) eingeordnet. Diese gliedert sich wiederum in drei Subkategorien. Erstens kann am Sport in organisierter Form, als Sportvereinsmitglied, teilgenommen werden, was einen »Kernbereich der entformalisierenden, die Affektkontrolle lockernden mimetischen Aktivitäten und Erfahrungen« (Elias & Dunning 2003, S. 179) darstellt und diesen Charakter meist durch die körperliche Bewegung und Erregung erhält. Zwar bestehen auch hier gewisse Formalisierungen und Zwänge, jedoch werden diese freiwillig akzeptiert. Sie können in ihrer Emotionalität je nach Tätigkeit variieren und bis hin zu gefühlsgeladenen Aktivitäten wie Tanzen oder Bergsteigen reichen. Zweitens sind sportliche Aktivitäten auch unter der »Teilnahme als Akteur an weniger stark organisierten, mehr individualisierten mimetischen Tätigkeiten« verortet (Elias & Dunning 2003, S. 179). Drittens ist eine Teilnahme als Zuschauer*in möglich (vgl. ebd., S. 174–179).

Innerhalb dieses Spektrums ist der Formalisierungsgrad von zentraler Bedeutung.

»Unter »Formalisierungen« sind gesellschaftliche Zwänge zu verstehen, die sich aus der Interdependenz der Individuen ergeben. Das Verhalten des einzelnen wird damit weitgehend festgelegt und einer entsprechenden Affektkontrolle unterworfen. Den Stimmungen, Gefühlen und emotionalen Bedürfnissen des Augenblicks kann nicht nachgegangen werden. Der Grad der Formalisierung kann variieren.« (Elias & Dunning 2003, S. 180, Herv. i. O.)

Der Bereich der »Muße« unterliegt den geringsten Fremdzwängen, wobei auch hier gesellschaftliche Fremdzwänge bestehen, jedoch nicht in dem Ausmaß wie im Bereich der »formalisierten Freizeit« oder der »Arbeit«. Auch wenn die Freiheit für unmittelbares und spontanes Vergnügen auch im Bereich der Muße nicht unbegrenzt ist, können emotionale Erregungen und angenehme Spannungen in Übereinstimmung mit den gesellschaftlichen Zwängen erlebt werden. Die Spannungen im Bereich der Muße sind mit den sonstigen gesellschaftlichen Spannungen verflochten,

was daran zu erkennen ist, dass eine spielerische Spannung stets in Richtung eines ernststen Konflikts umzukippen droht. Jedoch ist dieser Grenzbereich des Erlaubten gerade für den Sport charakteristisch und für das Vergnügen entscheidend. In der sportlichen Konkurrenz wird es gerade dann spannend, wenn nicht entweder die Regeln eingehalten oder verletzt werden, sondern wenn man sich im Bereich dazwischen befindet. Dementsprechend spielt der Sport ständig mit seinen eigenen Standards. Aber auch mit gesellschaftlichen Standards wird im Sport durch die in ihm stattfindende Lockerung der Affektkontrolle und die Entformalisierung gespielt – beispielsweise mit dem gesellschaftlichen Verbot körperlicher Angriffe beim Boxsport (vgl. Elias & Dunning 2003, S. 182f.).

Die unterschiedlichen Erscheinungsformen des gegenwärtigen Sports können dementsprechend im Spektrum dieser fließenden Abstufung der Formalisierung mit der damit einhergehenden Verlagerung vom Fremd- zum Selbstzwang konkreter eingestuft werden. Auf der einen Seite des Pols ist der Hochleistungssport mit seiner starken Formalisierung und den vergleichsweise stark ausgeprägten gesellschaftlichen Zwängen zu verorten. Währenddessen lassen sich die informell organisierten Erscheinungsformen des sogenannten »Trendsports« auf der anderen Seite einordnen. Derartige Klassifizierungen dürfen jedoch nicht überhöht werden, schließlich ist der Einzelfall in einen je spezifischen Kontext eingebunden, der bestimmte Zwänge und Freiheitsgrade mit sich bringt. Im Bereich des Trend- und Extremsports werden Abhängigkeiten von Wirtschaft, Marken und Medien entsprechend diskutiert. Damit ist die Frage angeschnitten, inwiefern eine Abgrenzung des Trendsport anhand des Übergangs in Wettkampfstrukturen sinnvoll ist, was an die Frage geknüpft ist, inwiefern Akteur*innen durch die Wettkampfteilnahme oder das Annehmen von Sponsoring in formalisierte Strukturen eintreten, die mit Zwängen einhergehen. Es ist zu klären, welche Merkmale des Trendsports das Kriterium eines informellen Tuns ergänzen, um von Trendsport zu sprechen. Allgemeine Trends im Sport sind nicht per se mit dem »Trendsport« gleichzusetzen. Die Individualisierung des sportlichen Tuns ist an vielen Stellen des Freizeitsports bereits zum Normalfall geworden. Fitnessstudios sind komplett darauf ausgerichtet, dass Sportler*innen ihre Aktivitäten in möglichst großer zeitlicher Unabhängigkeit ausführen können. Smartphone-Apps steigern dies durch zusätzliche örtliche Unabhängigkeit. Parallel zur Verringerung der Interdependenzen auf der einen Seite haben sich mit den Szenen andererseits neuartige Vergemeinschaftungsformen entwickelt (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010), die als informelle Konstrukte weniger formale oder zumindest andersartige Zwänge mit sich bringen. Zugleich stellen sie neuartige Interdependenzgefechte dar. Der Einfluss dieser Art der Vergemeinschaftung in Szenen auf die Zwänge sollte zunächst unabhängig von der Wettkampfteilnahme oder Sponsoring betrachtet werden, die wiederum einen spezifischen Grad an Fremdzwängen mit sich bringen.

Die Szenen, die im Trendsport an die Stelle der Vereinsstrukturen treten, zeichnen sich durch ein entsprechendes Gruppengefüge und »Wir-Gefühl« aus, gleichzeitig bleibt das individuelle Tun in hohem Maße selbstbestimmt (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010). Zwar bringen die Interdependenzgefüge in den Szenen ebenfalls Fremdwänge mit sich, es bestehen jedoch keine formalen Verpflichtungen. Viele der in Szenen betriebenen Sportarten sind ohnehin »Individualsportarten«, wobei auch diese nicht ohne die entsprechende Gemeinschaft auskommen. Auch »Mannschaftssportarten«, bei denen Mitspieler*innen notwendig sind, werden in Szenestrukturen betrieben. Spielgemeinschaften bilden sich jedoch flexibel und spontan, auf organisatorischer Ebene besteht – im Vergleich zum Vereinssport – kein Fremdwang. Damit unterscheiden sich die Szenen in der Art und Weise ihrer Formalisierung deutlich vom Vereinssport. Inwiefern sich diese reduzierten Zwänge auf der formalen Ebene jedoch auf jener des sozialen Miteinanders widerspiegeln oder inwiefern hier »Fremdwänge anderer Art« etabliert sind, die dann wiederum mit einem erhöhten Maß an Selbstzwang gleichzusetzen wären, bleibt zu klären.

1.3.2 Figurationen eines leistungsorientierten Sports

Die Auseinandersetzung mit den Entwicklungen im Sport und der damit einhergehenden kritischen Diskussion des Leistungssports – wie in Kapitel 1.2 beschrieben – führt Dunning in einer Figurationsanalyse der vorherrschenden *Trends des modernen Sports* fort. Dabei fragt er insbesondere nach dem Leistungsstreben und der sozialen Bedeutung des Sports. Ausgangspunkt seiner Überlegungen ist die Beobachtung, dass der Sport mit zunehmendem Konkurrenzdenken, Ernsthaftigkeit und Leistungsorientierung betrieben wird und damit einhergehend die »amateurhaften Werte« (Dunning 2003, S. 378), Einstellungen und Strukturen zunehmend in den Hintergrund rücken. Er sieht eine Rückläufigkeit in der ursprünglichen Ausrichtung am Vergnügen und der Selbstbezüglichkeit des Sports (vgl. ebd.).

Erklärungen zu derartigen Tendenzen hatten bereits Rigauer, Huizinga und Stone hervorgebracht. Diese Ansätze, die den Sport und seine Entwicklungen im Zusammenhang zur Industrialisierung deuten, werden von Dunning als wenig befriedigend eingestuft. Auch für die vorliegende Forschungsfrage sind diese Ansätze nicht hilfreich. Dunning sieht hingegen einen »Zusammenhang zwischen dem Prozeß der Zivilisation und dem Trend zur wachsenden Ernsthaftigkeit der sportlichen Betätigung« (Dunning 2003, S. 378) und nimmt eine figurationstheoretische Erklärung vor, die im Folgenden detaillierter dargestellt werden soll (vgl. Dunning 2003, S. 378).

Zunächst betont Dunning, dass Sport nicht unabhängig von der Gesamtfiguration mit ihren sozialen Interdependenzen existiert, in die er eingebettet ist. Er ist also mit der Gesellschaft als Ganzer sowie mit der Art und Weise ihrer internationalen Verflechtung verbunden (vgl. ebd., S. 367). Darüber hinaus nehmen Elias

und Dunning im Sport eine Spannungsbalance zwischen interdependenten Polaritäten an, wie zum Beispiel zwischen gegnerischen Mannschaften, zwischen der Dehnbarkeit und Starre der Regeln oder zwischen Zusammenarbeit und Wettbewerb. Daraus leitet Dunning ab, dass Konsens und Konflikt nicht fälschlicherweise als dichotome Gegensätze angenommen werden dürfen. Der Zweck, den Sport für den einzelnen Menschen erfüllt, vorrangig ob er Vergnügen bringt und auf sich selbst gerichtet (egozentrisch) ist, oder nach Belohnung strebt und auf andere gerichtet ist, ist also abhängig von den unterschiedlichen Interdependenzgeflechten in die er eingebunden ist. Unter bestimmten Umständen sind diese Zwecke miteinander nicht vereinbar (vgl. ebd., S. 369f.).

Auch Huizinga, Stone und Rigauer versuchen die Polarität zwischen »Ernsthaftigkeit« und »Spiel« sowie den Interessen von Spieler*innen und Zuschauenden aus unterschiedlicher Perspektive zu erklären. Huizinga geht davon aus, dass zwischen den Polaritäten von Ernsthaftigkeit und Spiel in westlichen Gesellschaften vor dem 19. Jahrhundert ein Gleichgewicht bestanden habe, welches mit der Industrialisierung und den damit einhergehenden Entwicklungen zugunsten der Ernsthaftigkeit aus der Balance geraten sei. Dass der Sport in dieser Zeit trotzdem einen erheblichen Aufschwung erlebt hat, der bis heute anhält, sieht Huizinga als Beleg für das Abflauen der Spielstimmung im Sport. Ebenso wie die Gesellschaft sei der Sport ernst geworden. Ebenso führt er die Orientierung der Amateursportler an den Berufssportlern als Argument für diese Entwicklung an. Dunning sieht in dieser Deutung Huizingas eine nicht hinreichende Beachtung des Einflusses der Soziogenese und erkennt bei Stone eine Weiterentwicklung von Huizingas Argumentation (vgl. ebd., S. 372f.).

Gegenstand von Stones These ist die zweifache Dynamik des Sports, welche entsteht »aus der Art und Weise, wie der Sport in die »Wettkämpfe, Spannungen, Ambivalenzen und Anomalien« der Gesamtgesellschaft eingebunden ist, und ergibt sich zum Teil aufgrund gewisser, ihrer Struktur immanenter Merkmale.« (Dunning 2003, S. 373, Herv. i. O.). Demnach wird, Stone zufolge, der gesamte Sport »von den widersprüchlichen Prinzipien von Spiel (play) und Vorführung (display) beeinflusst.« (Dunning 2003, S. 373). Er könne also entweder die Erwartungen der Zuschauenden oder die der Spielenden erfüllen, wobei die an den Zuschauenden ausgerichtete Vorführung (display) ein »Nicht-Spiel« (dis-play) darstellt und den Spielcharakter des Sports dekonstruiert. Wenn ein Sportereignis also für viele Zuschauende vorgeführt wird – zum Schauspiel wird, treten die Interessen der Spieler*innen hinter die der Zuschauenden. Auch die Spielfreude der Teilnehmenden werde dann zugunsten der Inszenierung von »schönen« und sehenswerten Spielzügen für die Zuschauenden hintenangestellt. Dadurch verliere der Sport wesentliche Charakterzüge wie die Spontaneität und vor allem das spielerische Erzeugen von Neuem – seinen ungewissen Ausgang (vgl. ebd., S. 373f.).

Rigauer nimmt hingegen einen ausbeuterischen Charakter der Arbeit – im marxistischen Sinne – an und sieht den Sport in kapitalistischen Gesellschaften demnach als Form der Erholung für die Arbeit. Ihm widmeten sich ursprünglich vorrangig Mitglieder der herrschenden Klasse, um sich zu vergnügen. Damit schreibt Rigauer dem Sport eine Ausgleichsfunktion zur Arbeit zu, wobei der Sport im Zuge der Industrialisierung den Charakter der Arbeitswelt angenommen habe. Gleichzeitig hat sich der Sport auch innerhalb der unteren Klassen ausgebreitet. Der Sport sei demnach ebenso wie die Arbeit durch ein Streben nach Leistung gekennzeichnet. Das Rekordstreben und die Etablierung der Methoden der Leistungsverbesserung versteht Rigauer als Beleg dafür. Trainingsmethoden wie das Intervall- oder Zirkeltraining würden darüber hinaus die industrielle Arbeit kennzeichnenden Prinzipien der Entfremdung und Entmenslichung reproduzieren – ähnlich einer Fließbandarbeit. Der Sport gleiche der Arbeit, was noch aufgrund der die Sportler*innen umgebenden Akteur*innen (z.B. Trainer*innen, Manager*innen, Ärzt*innen) verstärkt werde und selbst im Individualsport der Fall sei, noch deutlicher jedoch im Mannschaftssport – wo der*die Einzelne noch mehr einer unter Vielen sei, die im Sinne einer Arbeitsteilung funktionieren und nach den Maßgaben des vorgeschriebenen (Taktik-)Plans arbeiten, den sie selbst nur randständig mitgestalten können. Die Selbstgestaltungsmöglichkeiten der Sportler*innen seien dementsprechend gering – insbesondere auch auf verwaltungs(politischer) Ebene. Dieser Analyse folgend kann der Sport also immer weniger eine Entlastungs- oder Ausgleichsfunktion zur Arbeit einnehmen, weil in ihm Leistungsorientierung, Entfremdung und Anstrengung vorherrschen. Der anhaltende Glaube an die Ausgleichsfunktion des Sports ist Rigauer zufolge eine »Verschleierungsideologie«, welche dazu diene, die wahre Funktion des Sports vor den Sportler*innen zu verbergen. Diese sei die Etablierung einer Leistungs- und Arbeitsethik sowie einer Gruppenloyalität in den Freizeitbereich, um das Funktionieren der fortgeschrittenen Industriegesellschaft zu ermöglichen. Rigauers These ist demnach, dass der Sport auf diese Weise der Aufrechterhaltung des Gesellschaftssystems und der Verstärkung der Macht der herrschenden Klasse diene (vgl. ebd., S. 374f.).

Dunning setzt sich jedoch kritisch zu diesen, zunächst nachvollziehbar erscheinenden Theorien in Distanz. Er bezweifelt, dass der Spielcharakter des Sports derart verschwunden ist, wie Huizinga diagnostiziert, er dermaßen entfremdet und der Arbeitswelt gleich ist, wie Rigauer annimmt, oder ein derartiges Ungleichgewicht zwischen Spiel und Vorführung besteht, wie Stone postuliert. Dunning sieht hierin noch keine hinreichenden Erklärungen für die zunehmende Ernsthaftigkeit des modernen Sports. Ihm zufolge können hingegen, neben der direkten persönlichen Freude, auch andere Formen von Zwang und/oder Belohnung der zunehmenden Ernsthaftigkeit entgegenwirken. Darüber hinaus kritisiert er die bei Rigauer fehlende Differenzierung zwischen verschiedenen Formen der Arbeit und des Sports

sowie unterschiedlichen Ländern und Zeiten als auch in Bezug auf verschiedene Gruppen, die entweder stärker leistungsorientierte Werte vertreten oder den Mußecharakter des Sports betonen (vgl. ebd., S. 375f.). Die diesen Ansätzen fehlende soziogenetische Analyse – also die Betrachtung der Entwicklung hin zu zunehmender Ernsthaftigkeit »mit ihren strukturellen sozialen Ursprüngen eindeutig in Verbindung zu bringen« (Dunning 2003, S. 376) – unternimmt Dunning unter Berücksichtigung dreier zusammenhängender Prozesse, auf welche er die wachsende Ernsthaftigkeit im Sport zurückführt. Dies sind »die Staatsbildung, die funktionale Demokratisierung und die Verbreitung des Sports durch das sich ausdehnende Netzwerk internationaler Interdependenzen.« (Dunning 2003, S. 378).

»Damit kann ein Zusammenhang zwischen dem Prozeß der Zivilisation und dem Trend zur wachsenden Ernsthaftigkeit der sportlichen Betätigung vermutet werden. Dieser Zusammenhang könnte zum Beispiel zum Teil in der Tatsache bestehen, daß das kontrolliertere und zivilisiertere moderne Individuum, als Ergebnis seiner Sozialisation in die stärker einschränkenden Standards des komplexeren und mit mehr Zwängen verbundenen Systems sozialer Interdependenzen hinein, weniger fähig ist, spontan und ungehemmt am Sport teilzunehmen, als sein weniger zivilisierter und emotional weniger kontrollierter Vorfahr, der in einem weniger komplexen und weniger auf Zwängen beruhenden System sozialer Interdependenzen lebte.« (Dunning 2003, S. 378f.)

Dunning will erklären, welche Zusammenhänge zwischen der zunehmenden Ernsthaftigkeit und den drei benannten Prozessen genau bestehen und wie dies darüber hinaus mit der internationalen Verbreitung des Sports zusammenhängt. Entsprechend der einleitend beschriebenen Methode der Figurationsanalyse geht er davon aus, dass seine Erklärung – durch die Auflösung der Dichotomie von Ursache und Wirkung und zwischen dem »Materiellen« und dem »Ideellen« – umfassender ist als jene von Stone, Huizinga oder Rigauer und auch zutreffender als eine Weber'sche Erklärung sein könne. In Rechnung gestellt wird hierfür das spezifisch Soziale, also die rationale Dynamik sozialer Figurationen (vgl. ebd., 379f.).

Um die benannten Zusammenhänge nachzuweisen, widmet sich Dunning der Auflösung des Amateurethos, das ihm zufolge dem Trend zu wachsender Ernsthaftigkeit entspricht, sowie der Entwicklung des Sports im vorindustriellen Großbritannien. Anhand von Letzterem kann er zeigen, warum dort ein »auf sich selbst gerichteter« Sport für alle Gesellschaftsschichten möglich war – also ein Sport nur zum Vergnügen. Daraufhin ist es ihm möglich zu klären, warum sich mit der Entstehung von urban-industriellen Nationalstaaten stärker leistungsorientierte und »auf Andere gerichtete« Formen des Sports entwickelt haben, die ebenso mit einem stärkeren Identitätsstreben und der Ausrichtung an finanzieller Belohnung einhergehen (vgl. ebd., S. 380).

Sowohl das moderne Großbritannien als auch herrschende Sportgruppen auf der ganzen Welt, so wie das Internationale Olympische Komitee (IOC) und seine Mitgliedsverbände, vertreten Dunning zufolge ein Amateurethos. Im Mittelpunkt dessen steht das Ideal eines »Sports zum Vergnügen«. Alle anderen Ideale und Regeln (z.B. fair play) sind diesem Ziel untergeordnet und dienen dazu »Spielwettkämpfe« zu ermöglichen, an denen mit Freude und Erregung teilgenommen werden kann. Die wachsende Ernsthaftigkeit im Sport wurde mit diesem Argument bereits 1868 von Trollope kritisiert und als Gefahr für den Sport und sein öffentliches Ansehen gedeutet. Dies ist in Teilen mit der Kritik am zu stark leistungsorientierten Sport in den 1970er Jahren tatsächlich eingetreten. Trollopes Kritik entstand jedoch in einer Zeit, in der es kaum Berufssportler*innen gab, sodass sie sich gegen die wachsende Ernsthaftigkeit im Amateursport wandte und konkret auf die englischen Public Schools bezogen sein dürfte (vgl. ebd., S. 380).

Mit dem »Spielekult« in den englischen Internaten ging die an sportlichen Aspekten orientierte Einstellung von Lehrpersonen, die Auswahl von Schülern mit Weisungsbefugnis gegenüber Jüngeren anhand sportlicher Leistungen, die herausragende Stellung des Faches Sport im Lehrplan, die Instrumentalisierung des Sports als Mittel der Charaktererziehung sowie die Beteiligung der Lehrer an den Spielwettkämpfen der Schüler einher. Hieraus wird deutlich, dass die Entwicklung zu wachsender Ernsthaftigkeit im Sport ihren Ursprung im Amateursport hatte, da für die Mehrheit der Internatsschüler aufgrund ihres Standes eine Karriere auch ohne akademische Ausbildung gesichert war und sie sich somit dem Amateursport widmen konnten. Im Gegensatz zu Huizinga, der den Konflikt zwischen Berufs- und Amateursportlern als Ursache für zunehmende Ernsthaftigkeit sieht, deutet Dunning die Formulierung des Amateurethos sogar als Gegenideologie zum Trend der zunehmenden Ernsthaftigkeit. Seine deutlichste und umfassendste Fassung erhielt diese nämlich zur Zeit der Entstehung des Berufssports. Die vor 1880 noch lose Sammlung von Werten wurde im Zuge der Professionalisierung neuer Sportarten wie Fußball und Rugby zu jener Zeit in Großbritannien zu einem konkreten Amateurethos ausformuliert, weil sich die Amateursportler von den Berufssportlern in Bezug auf die Organisation und Ausgestaltung ihres Sports bedroht fühlten (vgl. ebd., S. 380–385).

Daran anschließend stellt Dunning die These auf, dass die Internatsschulen, die bekräftigten, für einen Sport zum Vergnügen zu stehen, vielmehr Klassen- und regionale Feindschaften ausprägten und den Verlust ihrer einstigen Vormachtstellung bedauerten, was dem ausgewiesenen Ethos eher zuwiderlief. Auch die soziale Situation der Internatsschulelite – so Dunnings These weiter – stand der tatsächlichen Umsetzung eines solchen Sports im Weg, weil die Internatsschüler ihre Teilhabe am Sport durch die von unten aufsteigenden Berufssportler aus niedrigen Gesellschaftsschichten bedroht sahen. Die Formulierung des Amateurethos sollte die Beteiligung am Sport für die Elite sichern, was sie als Recht der herrschenden Klasse

verstanden. Der von der Internatsschulelite kritisierte Charakter des Berufssports fand sich jedoch im Spielekult der Schulen wieder, was ebenfalls für diese Auslegung spricht. Zugleich zog sich die Internatsschulelite in immer mehr Sportarten aus der Konkurrenz mit den Berufssportlern zurück, weil sie von diesen nicht besiegt werden wollten. Auch das zeigt, dass sie ihren Sport nicht nur zum Vergnügen ausführten, sondern auch um als erfolgreiche Sportler Ansehen zu erlangen. Selbstverständlich hat dabei auch die Tatsache eine Rolle gespielt, dass derart ungleiche Wettkämpfe aufgrund des unterschiedlichen Trainingspensums und Leistungsniveaus wenig spannend gewesen wären. Jedoch nahmen sich die Internatsschuleliten auch zunehmend aus amateursportlichen Konkurrenzen zurück und führten vermehrt Wettkämpfe innerhalb ihrer eigenen Kreise durch, was wiederum die These bekräftigt, dass sie befürchteten, Niederlagen zu erleiden, was sie zu vermeiden versuchten. Dunning zufolge beschreibt die Ausrichtung am Vergnügen diese Sportkultur somit nicht treffend. Es zeige sich vielmehr die Ernsthaftigkeit, mit welcher der Sport betrieben wurde, ebenso wie die hohe Bedeutung, die es hatte, aus Leistungsvergleichen als Sieger hervorzugehen. Würde man das Ethos eines Sports zum Vergnügen verteidigen, ließe sich darüber hinaus ein Zusammenhang zwischen dem empfundenen Vergnügen und der Teilnahme an Konkurrenzen ableiten, in denen der Sportler als Sieger hervorgehen kann. Die Erfolgsorientierung hat demnach in diesem Kontext den Wert eines am Vergnügen orientierten Sports abgelöst (vgl. ebd., S. 380–385).

Weitere Belege für seine Interpretation liefert Dunning mit einer Figurationsanalyse des Sports im Großbritannien des 18. Jahrhunderts. Dazu stellt er zuerst fest, dass sowohl die soziale Gesamtfiguration als auch das Gesamtmuster der sozialen Interdependenzen im vorindustriellen Großbritannien im Allgemeinen sehr wenig auf Erfolgs- und Leistungsstreben ausgerichtet waren. »Auf andere gerichtete« Formen der Teilnahme waren aufgrund des relativ geringen strukturellen Drucks, der weder auf Gruppen hohen noch niedrigen Status bestand, sowohl im sportlichen als auch in anderen Bereichen wenig verbreitet. Volkstümliche Spiele wurden aufgrund des geringen Grades an Zentralstaatlichkeit und nationaler Einheitlichkeit beispielsweise nur regional für sich gespielt. Zwar gab es traditionelle Konkurrenzen zwischen benachbarten Dörfern, jedoch keine nationalen Wettkämpfe. Weil es sich bei der Aristokratie und Gentry um nationale Klassen handelte, gab es bei ihnen auch nationale Wettkämpfe, weshalb sie eine Ausnahme darstellten. Bei ihnen entstanden ein »auf andere gerichtetes Sporttreiben« und entsprechende Konkurrenzen. Jedoch standen diese Gruppen weder in sportlicher noch in sonstiger Hinsicht unter einem wirksamen Druck von oben oder unten. Weil sich die Staatsbildung noch auf einem sehr geringen Niveau befand, waren Aristokratie und Gentry »der Staat« und sie nutzten diesen zu ihrem Vorteil. Als herrschende Klasse waren sie nicht ernsthaft bedroht, weil sie die Vorherrschaft des Parlaments über die Monarchie errichtet hatten und somit über die Gesellschaft

herrschen konnten, die sich durch eine große Ungleichheit der Machtverteilung zwischen den Klassen kennzeichnete. Ihre Statussicherheit verhalf ihnen dazu, dass sie sich zu jeder Zeit ihrer Überlegenheit und der ihnen zuteilwerdenden Ehrerbietung sicher sein konnten. Dieses Muster zwischen den oberen und unteren Klassen setzte sich im Bereich des Sports in Form völliger Abhängigkeiten der Berufssportler von ihren Herren fort. Die Aristokratie und Gentry hatte an sportlichen Spielwettkämpfen sowohl als Initiator und Organisator als auch als Teilnehmer mitgewirkt. Die Berufssportler, deren Lebenschancen von ihren Schutzherrn völlig abhängig waren, stellten dementsprechend keine Gefahr für die Interessen und Werte der Herrschenden dar. Auch die Tatsache, dass finanzielle Vorteile in Form von Wetteinnahmen und Berufseinkommen aus den Sportwettkämpfen hervorgingen, war unproblematisch und wurde nicht eingeschränkt oder verborgen. Entscheidend ist, dass die Mitglieder der herrschenden Klassen »zum Spaß« an den Spielen teilnehmen konnten, egal ob sie gegeneinander oder mit ihren Schützlingen spielten. Ihre Machtposition und Autonomie – ihre soziale Situation – ermöglichte eine »auf sich selbst gerichtete oder egozentrische Form der Teilnahme am Sport« und das »Amateurethos als eindeutige Ideologie zu entwickeln« (Dunning 2003, S. 387). Sie waren also »beinahe Amateure im ›idealtypischen‹ Sinne des Wortes« (ebd., Herv. i. O., vgl. ebd., S. 385ff.).

»Wenn meine Diagnose zutrifft, so folgt daraus, daß die soziale Gesamtfiguration des vorindustriellen Großbritanniens, und wie man mit einiger Sicherheit wohl sagen kann, auch anderer vorindustrieller Gesellschaften der Entstehung intensiven Konkurrenzdrucks in sportlichen Beziehungen, ob innerhalb oder zwischen herrschenden und untergebenen Gruppen, nicht förderlich war. Es folgt daraus außerdem, daß die Soziogenese des Drucks zur Entwicklung von Formen der Partizipation am Sport, die auf andere gerichtet und leistungsorientiert waren, in jener sozialen Figuration zu suchen ist, die im Zusammenhang mit der Industrialisierung entstand.« (Dunning 2003, S. 387)

Den langfristigen Trend zum Leistungsstreben im Sport sowie zur zunehmenden Ernsthaftigkeit sportlicher Betätigungen auf der einen Seite und der Industrialisierung auf der anderen Seite erklärt Dunning als Zusammenhang zwischen diesen sozialen Prozessen. Dabei spielt der von Elias als »funktionale Demokratisierung« (Dunning 2003, S. 388) bezeichnete Prozess eine zentrale Rolle. Dieser meint einen Wandel der Machtbalance. Dadurch entsteht ein Ausgleich innerhalb und zwischen den Gruppen, was darüber hinaus mit den miteinander zusammenhängenden Prozessen der Verlängerung der Interdependenzketten und der Staatsbildung verflochten ist (vgl. Dunning 2003, S. 387f.).

Um die Bedeutung dieses Zusammenhangs zu verstehen, ist es notwendig, den von Durkheim entwickelten Ansatz zur Arbeitsteilung jenem von Elias gegenüber-

zustellen. Die Struktur von Industriegesellschaften zeichnet sich Durkheim zufolge durch einen hohen Grad an sozialer Interaktion zwischen Gruppen und Individuen sowie durch eine hohe Bevölkerungsdichte aus, sie hat also eine hohe »materielle«, »moralische« und »dynamische« Dichte (Dunning 2003, S. 388). Die Wirkung der Arbeitsteilung in solchen Gesellschaften sei nach Durkheim, dass die erzeugten Konkurrenzzwänge durch die Arbeitsteilung reduziert und vielleicht sogar beseitigt werden könnten. Zwei Wirkweisen seien dafür denkbar: Einerseits erzeugen die Konkurrenzen Spannungen, die zur Spezialisierung in verschiedene Berufsbereiche führt, andererseits werden »Interdependenzbildungen« geschaffen.

Dunning sieht in diesem Ansatz von Interdependenz einen zu sehr auf »organische Solidarität« gründenden und demnach utopischen Ansatz, weil funktionale Interdependenz und Arbeitsteilung auch Konflikte und Antagonismen fördern und nicht notwendigerweise zu einer harmonischen und kooperativen Integration führen. Elias sieht in dem sich auf zahlreichen Ebenen vollziehenden Wandel hingegen einen langfristigen Wandel der gesamten Sozialstruktur. Das führt ihn zu der Annahme, dass längere und differenziertere »Interdependenzketten« entstehen. Dieser soziologisch bedeutsamste Aspekt des gesamten sozialen Wandlungsprozesses fällt mit der Integration funktional differenzierter Gruppen in umfassende Netzwerke und der Entstehung größerer funktionaler Spezialisierung zusammen. Damit einhergehend wandelt sich die Machtbalance innerhalb und zwischen Gruppen, wobei sich Elias zufolge die Machtdifferentiale verringern. Der Grund für diese Veränderung liegt in der Abhängigkeit von Anderen, der Inhaber spezialisierter Rollen ausgesetzt sind. Sie können daher wechselseitig Kontrolle aufeinander ausüben. Erreichen bestimmte Gruppen einen hohen Grad von Organisation, mit dem sie das Gesamtsystem durch ihr kollektives Handeln stören können, erhöhen sich die Machtchancen dieser spezialisierten Gruppen weiter. Wechselseitige Abhängigkeiten vergrößern sich nach dieser Argumentation durch die Entstehung längerer Interdependenzketten und die zunehmende Arbeitsteilung. In Elias Modell entstehen aufgrund dessen Muster »multipolarer Kontrolle« innerhalb und zwischen Gruppen, was eine soziale Gesamtfiguration entstehen lässt, in welcher ein aufgrund der Abhängigkeiten wirkungsvoller Druck durch Andere auf bestimmte Individuen und Gruppen entsteht (vgl. Dunning 2003, S. 388ff.).

Für die Figurationsanalyse bedeutet dies, dass der interregionale und repräsentative Sport durch die moderne Struktur sozialer Interdependenzen hervorgebracht wurde. Entsprechende Forderungen entstanden in vorindustriellen Gesellschaften wegen der fehlenden nationalen Vereinheitlichung und unzureichender Kommunikations- und Transportmittel nicht. Aufgrund des Provinzialismus erschienen nur räumlich benachbarte Gruppen als Gegner. In Industriegesellschaften treten auch Gruppen als Gegner in Erscheinung, die keine geographische Nähe zueinander haben und es entsteht Interesse daran, sich miteinander zu vergleichen und zu messen, denn moderne Gesellschaften unterscheiden sich in entschei-

denden Punkten und Gegebenheiten wie »Weltoffenheit«, das Vorhandensein von relativer nationaler Vereinheitlichung sowie Transport- und Kommunikationsmitteln und von Sportarten mit internationalen Regeln, von vorindustriellen Gesellschaften. Industriegesellschaften kennzeichnet demnach ein ausgeprägter Grad an interregionaler sportlicher Interaktion, was im Prozess der Interaktion innerhalb bestimmter Sportarten zur Bildung von Schichten führt. Im Sinne einer hierarchischen Einteilung haben moderne Industriegesellschaften Sportler*innen und Mannschaften an ihrer Spitze, welche die größten Einheiten – Staaten – repräsentieren (vgl. ebd., S. 390).

Für den Sport bedeutet das Dunning zufolge darüber hinaus eine Reproduktion der in urbanen Industriegesellschaften wirkenden Zwänge und Kontrollen.

»Die Folge ist, daß Spitzensportler und -sportlerinnen nicht unabhängig sein und zum Spaß spielen können, sondern gezwungen sind, ihr Handeln auf andere auszurichten und sich in ernsthafter Weise am Sport zu beteiligen. Das heißt, sie sind nicht in der Lage, für sich selbst zu spielen, sondern gezwungen, umfassendere soziale Einheiten wie Städte, Regionen oder Staaten zu repräsentieren. In dieser Eigenschaft erhalten sie materielle und/oder prestigemäßige Belohnungen sowie Trainingseinrichtungen und -zeit. Im Gegenzug wird von ihnen erwartet, daß sie eine »sportliche Leistung« erbringen, das heißt die Art von Befriedigungen erzeugen, die die Kontrolleure und »Konsumenten« des Sports verlangen, nämlich das Schauspiel eines aufregenden Wettkampfs, für den potentielle Zuschauer zu bezahlen bereit sind, oder es wird erwartet, daß sie durch den Sieg das »Image« und den »Ruf« der sozialen Einheit bestätigen, mit der sich die Kontrolleure und Konsumenten identifizieren.« (Dunning 2003, S. 391, Herv. i. O.)

Um an die entsprechende Stelle der Hierarchie zu gelangen oder dort zu verbleiben, sind eine starke und konstante Leistungsmotivation sowie eine langfristige Planung und strikte Selbstkontrolle als auch der Verzicht auf unmittelbare Befriedigung erforderlich. Der große Konkurrenzrahmen des modernen Sports von lokaler bis zu internationaler Fassung zeigt das mit seiner beachtlichen Teilnehmer*innenzahl. Die Sportler*innen müssen sich aufgrund des Organisations- und Kontrollaufwandes nicht nur in Bezug auf die Befriedigung ihrer unmittelbaren Bedürfnisse – im Rahmen des ständigen Übens und Trainierens – unterordnen (vgl. Dunning 2003, 390f.).

»In jeder genannten Hinsicht erzeugt die soziale Figuration, das Muster der Abhängigkeit zwischen Gruppen, das für einen urban-industriellen Nationalstaat charakteristisch ist, Zwänge, die der praktischen Verwirklichung des Amateurethos und der mit ihm verbundenen Betonung des Vergnügens als dem zentralen Ziel des Sports entgegenwirken, genauer gesagt: Die Figuration erzeugt Zwänge, die der Verwirklichung unmittelbaren kurzfristigen Vergnügens

und dem sportlichen Wettkampf als ›Selbstzweck‹ entgegenwirken, und führt dazu, daß an die Stelle dieser Ziele sowohl bei den Spielern als auch bei den Zuschauern längerfristige Ziele, wie der Sieg in der Liga oder im Pokal, sowie Befriedigungen treten, bei denen Identität und Prestige stärker im Mittelpunkt stehen.« (Dunning 2003, S. 391f., Herv. i. O.)

Diese Folgen wirken jedoch nicht nur im Spitzensport, sondern bis in alle Ebenen des Sporttreibens hinein – erstens, weil die im Spitzensport gesetzten Normen auch von anderen Sportler*innen befolgt werden. Zweitens wirkt die Konkurrenz um Belohnungen für Spitzenleistungen ebenso als Zwang. Diese Zwänge entstehen jedoch nicht allein innerhalb des Sports, vielmehr sind die in unserer Gesellschaft allgegenwärtigen Unsicherheiten und Ängste ausschlaggebend. Diese werden erzeugt in einer Gesellschaft, »die von multipolaren Zwängen und Kontrollen gekennzeichnet ist und in der die Grundlagen für Identität und Status, die mit traditionellen Formen von Klassen-, Autoritäts-, Geschlechts- und Altersbeziehungen verbunden waren, allesamt durch die funktionale Demokratisierung, das heißt durch den egalisierenden Prozeß, der Elias zufolge mit der Arbeitsteilung einhergeht, untergraben worden sind.« (Dunning 2003, S. 392, vgl. ebd.).

Des Weiteren leitet Dunning aus der wachsenden Ernsthaftigkeit des Sporttreibens einen Zusammenhang zur zunehmenden sozialen Bedeutung des Sports ab. Innerhalb der modernen sozialen Figuration sind ihm zufolge im Kontext der sich wandelnden Balance zwischen Arbeit und Freizeit drei Aspekte ursächlich für die wachsende Bedeutung des Sports. Der Sport ist erstens zu einem der wichtigsten Mittel für die Erzeugung angenehmer Erregung und zweitens zur kollektiven Identifikation geworden. Der dritte, mit den anderen zusammenhängende Grund ist, dass sich für viele Menschen der Sport als Hauptquelle von Sinn im Leben herausgebildet hat (vgl. Dunning 2003, S. 393).

Der Sport erfüllt eine »Entformalisierungsfunktion«. Dies schließt an die bereits dargelegte Argumentation von Elias und Dunning zur Bedeutung des Sports für die Erzeugung von angenehmer Erregung an. Demzufolge ist die Nachfrage nach sportlichen Erlebnissen in jenen Gesellschaften besonders groß, die einen hohen Formalisierungsgrad aufweisen und ein hohes Niveau von Gefühls- und Affektkontrolle erfordern – und dies, weil auch oder insbesondere in hochgradig formalisierten Industriegesellschaften mit multipolaren Zwangs- und Kontrollstrukturen das universelle Bedürfnis nach »Entformalisierung« herrscht. Zwar gibt es keine Gesellschaft ohne Formalisierung oder einen »Nullpunkt« der Zivilisation. Der im Sport stattfindende Entformalisierungsprozess – das erlaubte Erzeugen von Emotionen in der Öffentlichkeit – ist dabei ebenso zivilisierenden Kontrollen unterlegen. Demnach sind auch die im Sport erzeugten Erregungen sozialen Grenzen und Kontrollen unterlegen, sie können aber trotzdem stark und intensiv sein. Insbesondere bei großen Sportereignissen, die eine große Masse von Zuschauenden

anziehen, kann der Sport so – wie bei den Aborigines – zur Erzeugung kollektiver Erregung und dadurch zum »heiligen«/»quasi-religiösen« Phänomen werden, weshalb Sportplätze auch heute häufig noch immer als »heiliger Rasen« bezeichnet werden. In diesem Zusammenhang erscheine es auch nachvollziehbar, warum der Sport die durch den Bedeutungsverlust anderer Instanzen entstandenen Lücken im sozialen Leben schließen konnte und somit – Durkheim folgend – inzwischen teilweise einer »quasi-religiösen« Betätigung gleiche. Dunning stellt fest, dass die These eines Sports als säkulare Religion in der heutigen säkularen Zeit nicht weit hergeholt daherkomme. Und es verwundere kaum noch, dass mancherorts verstorbene Fans ihre Asche in Stadien verstreuen lassen (vgl. ebd., S. 394).

Davon abgesehen erscheint die Bedeutung des Sports als Mittel zur kollektiven Identifikation und Sinnstiftung in der modernen Gesellschaft in dieser Argumentation offensichtlich. Dunning zufolge enthält der Sport dieses Potential, weil er ein Kampf um Sieg oder Niederlage, eine Auseinandersetzung zwischen Gegnern ist – Mannschaften und Individuen. Er dient dazu »Eigen- und Fremdgruppen« zu bilden und ist demnach ideal dafür geeignet Gruppenidentifikation zu schaffen. Auf vielen Ebenen können so »Sie- und Wir-Gruppen« entstehen, die den Sinn für Zusammengehörigkeit und Einheit durch das Vorhandensein einer anderen Gruppe stärken. Dass im Sport die Auseinandersetzung mit einem Gegner zentral ist, ist dafür ausschlaggebend. So kann das »Wir-Gefühl« erzeugt werden, das Wahrnehmen des Gegners als »die Anderen« (vgl. ebd., S. 395).

Wo der Nationalstaat ein wirksames Monopol auf Gewaltanwendung innehat, bietet der Sport damit die einzige Möglichkeit, aus unpersönlichen, komplexen und großen sozialen Gebilden eine Einheit zu formen. Ähnliches geschieht auf internationaler Ebene, wenn bei den Olympischen Spielen oder Fußballweltmeisterschaften in Friedenszeiten eine Gelegenheit entsteht die Einheit von Nationalstaaten zu demonstrieren. Der bestehende – wenn auch labile und mit Ausnahmen versehene – Weltfrieden, als auch die hochgradige internationale Verflechtung ist also eine grundlegende Voraussetzung für die internationale Verbreitung und Bedeutsamkeit des Sports. Sportliche Großereignisse fungieren demnach als Bühne für internationale Konkurrenzen, bei denen die im Vorhinein zwischen den Nationen bestehenden Spannung darüber entscheiden inwieweit diese zu tatsächlichen Kämpfen werden. Weil man diese Bühne als Gewinner verlassen möchte, verlangen derartige Konkurrenzen ein Höchstmaß an anhaltender Leistungsmotivation, Selbstkontrolle sowie Selbstverleugnung (vgl. Dunning 2003, S. 393–396).

In der Tatsache des auf den Sportler*innen lastenden sozialen Erfolgsdrucks liegt Dunnings These folgend die Problematik des zunehmenden Verlusts des spielerischen Elements aus dem Sport begründet. Daraus ergibt sich auch, dass aufgrund des durch sportliche Erfolge zu erlangenden nationalen Prestiges ein immer stärkeres Eingreifen des Staates in den Sport zustande kommt – wie es Huizinga bereits beanstandete. Damit sei der Argumentation eines Sports als profitablen Kriegs-

ersatz der Weg bereitet, wobei der Sport als Abstraktion betrachtet werden müsse – losgelöst von den an ihm teilnehmenden Menschen. Inwiefern die Figurationen, welche von interdependenten Menschen konstituiert werden, der Zusammenarbeit und friedlichen Konkurrenz im Sport und in anderen Gesellschaftsbereichen förderlich sind oder ob sie immer wieder zu Kriegen und Konfrontationen führen, sei dabei fraglich (vgl. Dunning 2003, S. 396f.).

Die Formen des Trendsports – die im Folgenden in den Blick genommen werden – sieht Dunning als Möglichkeit, den Sport wieder auf sich selbst gerichtet auszuführen, wie vor der Industrialisierung (vgl. Dunning 2003, S. 380). Trotzdem stellt ihm zufolge das Leistungsmoment auch in diesen Sportformen ein wesentliches Element dar. Im Kontext der aktuellen Figuration ist es ohnehin nicht denkbar, dass Menschen (einen) Sport völlig ohne Leistungsprinzip betreiben können, eben weil sie derart in einen Sozialisationsprozess eingebunden sind, der zum Ergebnis hat, dass ein vollständig vom Leistungsdenken befreites Handeln gar nicht möglich ist. Es ist den Menschen der westlichen Gesellschaften inkorporiert (vgl. Dunning 2003, S. 378f.). Darüber hinaus ist das leistende Tun ein Wesensmerkmal des Menschen (vgl. Klafki 1964, Lenk 2010).

Betrachtet man die informelle Organisationsstruktur des Trendsports erscheint dieser tatsächlich ein gegenläufiges Bild zu zeichnen. Auf den ersten Blick demonstrieren die Akteur*innen hier ein ausschließlich am Spaß und an Freiheit orientiertes Tun und konterkarieren damit die von Dunning beschriebene zunehmende Ernsthaftigkeit von Sport und Gesellschaft. Gleichzeitig wird der Trendsport auch aus der Perspektive der zunehmenden Vereinnahmung durch Marketinginteressen und der Angleichung an das bestehende Sportsystem betrachtet (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003).

Dunning und Elias haben darauf verwiesen, dass es in den vielfältigen Sport- und Gesellschaftsbereichen unterschiedliche Ausprägungsgrade von Zwängen und Formalisierung gibt und das Entsprechendes empirisch zu untersuchen sei. Inwiefern auch im Trendsport eine Auseinandersetzung mit Fremd- und Selbstzwängen stattfindet, soll Teil der folgenden Betrachtungen werden. Dazu gilt es zunächst den Begriff »Trendsport« genauer zu fassen, um später Differenzierungen vornehmen zu können und im Sinne Dunnings und Elias' zwischen vielfältigen Ausprägungen und Kontexten unterscheiden zu können, die sich innerhalb des durchaus weiten Feldes des Trendsports finden lassen. Dementsprechend folgen im nächsten Kapitel theoretische Betrachtungen zum Trendsport, die den Begriff und das Feld genauer in den Blick nehmen.

Elias und Dunning haben gezeigt, welche Funktionen der Sport in der heutigen Welt übernimmt. Er ist für viele Akteur*innen zur Hauptquelle von Sinn geworden und stiftet Identität. Deshalb verwundert es nicht, dass der Sport den Stellenwert eines Lebensstils erhält, was im Trendsport besonders augenscheinlich wird. Die Auseinandersetzung mit der zivilisationstheoretischen Perspektive hat weitere

Fragen an Theorie und Empirie aufgeworfen, die insbesondere die Selbstzweckhaftigkeit, das Interdependenzgeflecht und die Freiwilligkeit des Tuns, als einem zwischen Spaß und Ernsthaftigkeit Verortetem betreffen.

1.4 Aktuelle Tendenzen – Trendsport als Alternative zum Prinzip?

Betrachtet man die sportlichen Handlungsvollzüge des Trendsports – wobei weiter zu klären bleibt was hierunter zu verstehen ist, fallen auf den ersten Blick beträchtliche Unterschiede zu traditionellen Sportformen auf. Avantgardistisch präsentieren sich die Trendsportler*innen als Künstler*innen auf ihren Boards oder mit anderen, den Stil ihres Sports verkörpernden Bewegungen und Accessoires. In vielerlei Hinsicht unterscheidet sich ihr Sporttreiben vom in Vereinen oder Fitnessstudios betriebenen Sport. Entsprechende Beschreibungen aus sportsoziologischer Perspektive lassen sich insbesondere bei Schwier (vgl. u.a. 2003 & 2008) und Bette (vgl. u.a. 1999, 2004, 2011) finden. Gugutzer (vgl. u.a. 2004 & 2012) hat sich unter einer körpersoziologischen Perspektive mit dem Trendsport beschäftigt und es gibt darüber hinaus Veröffentlichungen zur Thematik, die sich beispielsweise dem »Leben in Szenen« (Hitzler & Niederbacher 2010) oder der »Treue zum Stil« (Gebauer et al. 2004) widmen.⁵ Darüber hinaus ist die Genese und Entwicklung von Trendsportarten eine nicht unwichtige Perspektive, wenn es um eine Abgrenzung und Bestimmung des Trendsports geht (vgl. u.a. Breuer & Michels 2003).

Die Grenzen zwischen »trendsportlichem« und »leistungssportlichem« Engagement sind fließend und dementsprechend gestaltet sich die Handlungspraxis und die in ihr vorherrschenden Sinnperspektiven und Bedeutungszuschreibungen. Der Regisseur des Snowboardfilms »The Art of Flight«, Curt Morgan stellt diese Unterschiede mit rhetorischem Geschick gegenüber:

»Es wird immer Fahrer wie den Olympiasieger Shaun White geben, die sich über Wettbewerbe definieren. Allerdings herrscht bei diesen Events ein anderes Verständnis von Snowboarden. Es gibt Kunstschnee und strenge Regeln. Viele Fahrer mögen das nicht und ziehen sich ins Hinterland zurück. Sie reizt die Unsicherheit, das Puristische. Sie treten lieber gegen das Gelände an statt gegen einen Kontrahenten. Filme sind ihre Möglichkeit, der Welt zu zeigen, was sie können.« (Der Spiegel 43/2011, S. 115)

Damit ist bereits ein zentraler Hinweis auf die Bandbreite und die schwimmenden Abgrenzungslinien innerhalb der trendsportlichen Handlungspraktiken gegeben.

5 In diesen Kontext ist ebenso der Herausgeberband »Aufs Spiel gesetzte Körper« (Alkemeyer, Boschert, Schmidt & Gebauer 2003) einzuordnen, in dem auch ein Aufsatz von Bette zu finden ist.

Es wird deutlich, dass Sportarten als Zuordnungskriterium nicht in Frage kommen. Genau diese Vielfalt des Tuns soll in der vorliegenden Forschungsarbeit genauer betrachtet werden – sie hat besondere Relevanz. Eins wird bereits an dieser Stelle deutlich: Das Leistungsprinzip ist stets Bestandteil der Handlungspraxis, in der Ausgestaltung finden sich jedoch Unterschiede.

Zunächst ist jedoch zu klären, wie der Trendsportbegriff trotz der sich bereits zeigenden Vielfalt und Abgrenzungsschwierigkeiten genutzt werden kann und welche Erklärungs- und Deutungszusammenhänge bezüglich der Entwicklung entsprechender Sport- und Bewegungsformen auszumachen sind. Schließlich ließe sich bereits in Frage stellen, ob Snowboarden überhaupt noch ins Begriffsverständnis des Trendsports fällt und wie entsprechende Entwicklungen in Richtung eines formalisierten und institutionalisierten Wettkampfsports einzuordnen sind.

Die Frage, ob sich die Trendsportler*innen mit ihrem Sporttreiben grundsätzlich vom sportlichen Leistungsprinzip abwenden (können), wie es immer wieder von ihnen selbst und teilweise auch aus sportsoziologischer Perspektive beschrieben wird, ist der bisherigen theoretischen Argumentation folgend bereits geklärt – das Leistungsprinzip ist universell. Jedoch bleibt offen, welche unterschiedlichen Ausgestaltungen des Leistungsprinzips im Feld von Sport- und Bewegung auszumachen sind und was hier die Besonderheit des Trendsports ausmacht. Eine sehr interessante Einschätzung aus systemtheoretischer Perspektive findet sich hierzu bei Bette (1999), der wiederum zur Selbsteinschätzung eines Skate-Magazins Stellung nimmt:

»Der Weg der Selbstprofilierung läuft auch beim Skateboarding über ein differenziertes Distinktionsmanagement. Das Monster Skateboard Magazine (4/1996) formulierte hierzu: ›Diese Individualität und die damit verbundene Freiheit haben uns nämlich bisher zum Glück vor Mannschaftstrikots und IOC bewahrt, denn eines ist Skateboarding mit Sicherheit nicht: ein von Regeln und Leistungszwang eingeeengter ›Sport‹, bei dem die Leistung letzten Endes vor dem Spaß an der Sache kommt.‹ Die Skateboard-Szene ist, entgegen dieser Behauptung, schon seit Jahren keine homogene Kollektivität mehr. Wie in den anderen Straßensportarten auch, so existieren neben den spaßorientierten Freizeitartisten jeweils leistungssportlich Ambitionierte, die von der Sportartikelindustrie gesponsert werden und in Sporthallen vor einem breiten Publikum ihre Wettbewerbe durchführen. Ähnliches gilt für das Sportklettern in Betonwänden, das Mountainbike-Fahren in Hallen und die Abfahrtsrennen der Inline-Skater. Nahezu jede alternative Bewegungskunst ist bisher durch den Leistungssport annektiert worden.« (Bette 1999, S. 203f., Herv. i. O.)

Der Grundgedanke dieses Kapitels – als auch dieser Arbeit – ist, dass trotz der beträchtlichen und nicht von der Hand zu weisenden Unterschiede und Vielfalt im Feld des Sports eine zentrale Gemeinsamkeit allen sportlichen Handelns im Leis-

tungsprinzip liegt. Gleichzeitig lassen sich – so der Ansatzpunkt der empirischen Untersuchung – vielfältige Facetten des Prinzips Leistung ausmachen. Selbst in den noch nicht vom Leistungssport »annektierten« und als »alternativ« ausgewiesenen Trendsportpraktiken ist das Leistungsprinzip eine zentrale Größe – auch wenn dies mitunter auf die »Hinterbühne« verlagert wird. Welche Ausgestaltung erhält dieses Prinzip bei den »spaßorientierten Freizeitartisten« im Vergleich zu den wettkampforientierten Trendsportler*innen? Inwiefern sich eine derart trennscharfe Unterscheidung überhaupt halten kann und welche Rolle die Wettkampfteilnahme für eine Abgrenzung des Trendsports spielt, wird im Folgenden zu klären sein.

Wenn eine völlige Abwendung vom Leistungsdenken nicht möglich ist, wird die Frage nach den Facetten der Ausgestaltung des Leistungsprinzips in diesen Kontexten, die teilweise eine Gegenwelt propagieren, umso relevanter.

Im Sinne einer »Nicht-Hintergebarkeit« des Leistungsprinzips sollen die folgenden Betrachtungen zum Feld des Trendsports, in dem Maße, wie sie diese Haltung in Frage stellen, als Darstellung des Forschungsstandes und der ersten Aufschlüsselung des Feldes verstanden werden – ganz im Sinne einer theoretischen Sensibilität, eines Wissens über das Feld. Die soziologische Betrachtung des Trendsports soll zunächst eine Charakterisierung seiner besonderen Merkmale liefern. Dazu gehört es, die Entstehung von Trendsportartarten und ihre Entwicklungsstadien genauer anzuschauen (Kap. 1.4.1). Beides ist für die vorliegende Arbeit wichtig, um sich einem Begriffsverständnis des Trendsports anzunähern und zu klären, inwiefern er sich vom »klassischen« Sport und dem (Hoch-)Leistungssport im Speziellen unterscheidet. Zudem soll die Erfahrungsdimension der Sportler*innen noch stärker in den Fokus gerückt werden. Dafür wird eine körpersoziologische Perspektive einzogen, die ebenso die modernen Gesellschaftsstrukturen für die Ausgestaltung des sportlichen Tuns in Rechnung stellt (Kap. 1.4.2).

Die bisher vorliegenden (soziologischen) Betrachtungen sind für das Verständnis der Besonderheiten des Trendsports äußerst gewinnbringend. Auch die Beschreibung der Gegensätzlichkeit des Trendsports im Hinblick auf das Leistungsprinzip hat in diesem Zusammenhang ihre Berechtigung, weil damit wesentliche Charakteristika im Unterschied zum »klassischen« Sport verdeutlicht werden. Damit wird lediglich ein weiteres komparatives Datum im Forschungsprozess geschaffen, das dem noch tieferen Verständnis und der genaueren Betrachtung dient und weitere Eigenschaften und Dimensionen hervorbringt. Es geht darum, bisherige Forschungsarbeiten zum Trendsport um einen weiteren Aspekt zu ergänzen und nicht darum, etwas zu widerlegen. Mit der Betrachtung des Leistungshandelns wird in dieser Arbeit ein neuer Schwerpunkt gesetzt und damit eine weitere Perspektive geschärft.

1.4.1 Zu den Merkmalen des Trendsports

Bei der Zuwendung zum Phänomen Trendsport, fällt zuerst die Unschärfe des Begriffs auf, zu dem Schwier (2003) in Anlehnung an ein Goethe-Zitat zugespitzt formuliert, »das Beste am Wort *Trendsport* ist der Enthusiasmus, den es erregt.« (S. 18, Herv. i. O.). Auch wenn »keine starren Grenzziehungen zu erkennen« sind (Schwier 2008a, S. 191), versteht er darunter »neuartige bzw. lifestylegerecht aufbereitete Bewegungsformen« mit Verbreitungspotential, welche die »eingewöhnten Sportvorstellungen überschreiten und zuvor unbekannte oder vernachlässigte Auslegungen des menschlichen Sich-Bewegens in unseren Horizont rücken« (Schwier 2003, S. 18). Auch wenn sich Vorläufer dieser Phänomene bereits in der Jugendkultur der 1950er beziehungsweise 70er Jahre erkennen lassen, ist der Trendsport, in diesem Sinne, erst im Laufe der 1990er Jahre populär geworden. Als junges Phänomen mit rasanter Entwicklungsgeschwindigkeit ist er für die Forschung, die seine Bedeutung in vielerlei Hinsicht erkannt hat, jedoch method(olog)isch schwer zu erfassen (vgl. Schwier 2008a, S. 189).

Nach Breuer und Michels (2003) lassen sich systematisch vier Definitionsansätze voneinander unterscheiden: quantitative, qualitative, quantitativ-qualitative sowie soziale Ansätze. Aus Sicht der quantitativen Ansätze kann wiederum zwischen einer absoluten (insbesondere z.B. Laufen⁶), einer relativen (z.B. Wakeboarden oder Beachvolleyball) und einer absolut-relativen Nachfragesteigerung nach bestimmten Sportarten unterscheiden werden. Qualitative Ansätze betonen hingegen, dass sich die Trendsportarten strukturell und in ihrem Charakter von den traditionellen Sportarten unterscheiden. Sie sind erlebnisorientiert und zeichnen sich durch Stilisierungs- und Distinktionsbemühungen aus, sie wollen Freiheit und Unabhängigkeit demonstrieren. Dieser Ansatz stellt die Andersartigkeit des Trendsports in den Mittelpunkt. Häufig geht der Trendsport mit einer Innovation gegenüber bekannten Sportformen einher. Diese Definition bezieht sich auf der einen Seite auf erlebnisorientierte Sportarten (z.B. Skate- und Snowboarden), wobei auf der anderen Seite ebenso gesundheits- und fitnessorientierte Bewegungsformen, die mitunter

6 Bei diesem und den Folgenden Beispielen ist zu beachten, dass sie von Breuer und Michels im Jahr 2003 gegeben wurden. Selbstverständlich sind seitdem neue Trendsportarten hinzugekommen und es lässt sich nach aktuellen Beispielen fragen. Unter den Fitnessorientierten erscheint aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit insbesondere das Cross-Fit bemerkenswert. Zugleich fällt auf, dass Fitness- und Erlebnisorientierung an vielen Stellen immer näher zusammenrücken, was beispielsweise an der Verbreitung von Trail- & Hindernisläufen zu sehen ist. Zudem fällt die Weiterentwicklung anhand von Material und Technologie auf, woraus Bewegungsphänomene wie Surfskaten, Wingfoilen sowie E-Longboards aufkommen. Hier werden Hybride gebildet, ebenso wie beim Lopifit, ein Lauf-Fahrrad, dass durch das Laufen auf einem Laufband angetrieben wird.

einen Fokus auf Körperstyling legen, ins Begriffsverständnis mit einbezogen werden (z. B. Spinning oder Tae-Bo). Die Kombination aus quantitativ-qualitativen Ansätzen ermöglicht eine noch spezifischere Unterscheidung, von zum Beispiel Gleitschirmfliegen als Sportart mit einem hohen relativen Nachfragewachstum und Erlebnischarakter bis hin zu Tae-Bo oder Zumba mit einem hohen absoluten sowie relativen Wachstum und einer expliziten Fitnessnachfrage. Zuletzt sind die sozialen Definitionsansätze zu nennen, bei denen anstatt Begriffsdefinitionen festzulegen, das Verständnis von Individuum und Gesellschaft rekonstruiert wird. In diesem Falle geht es um die Auffassung der Akteur*innen selbst sowie darum, was von Medien und Wirtschaft als Trendsport interpretiert und inszeniert wird. Entsprechende Definitionen werden mit Hilfe von Bevölkerungsbefragungen, Assoziations- oder Inhaltsanalysen gewonnen. Die vorliegende Arbeit lässt sich hier und bei den qualitativen Ansätzen einordnen. Das Begriffsverständnis ist ein dynamisches, weil das, was in der Gesellschaft als Trendsport verstanden wird einem stetigen Wandel unterliegt (vgl. Breuer & Michels 2003, S. 13ff.).

Die Schwierigkeit der Bestimmung des Trendsports, wie eingangs zitiert, betont auch Schwier, der mit dem Begriff zunächst »Veränderungstendenzen des Sports« kennzeichnet, »die (explizit oder implizit) mit bewegungskultureller Erneuerung und Innovation einhergehen« (Schwier 2003, S. 18). Die besonders augenfälligen Abgrenzungsbemühungen dieser Sport- und Bewegungspraktiken sieht er als ein zentrales Kennzeichen des Trendsports. Dazu gehört auch die Ansicht, dass die Sinnmuster der Trendsportler*innen den traditionellen Rahmen verlassen oder erweitern. »An die Stelle eines einheitlichen Sportverständnisses und des Postulats einer Sinnmitte des Sports treten Ungewissheiten und ein Nebeneinander heterogener Sportkonzepte.« (Schwier 2003, S. 18). Inwiefern das im Sport zentrale Prinzip des Leistens von dieser Abgrenzungs- und Umdeutungstendenz betroffen ist, bleibt im Laufe dieser Arbeit zu klären.

Das erste von sechs Merkmalen, mit denen Schwier die Besonderheiten des Trendsports genauer beschreibt, ist die *Stilisierung*. Gemeint ist damit, dass die Handlungspraxis über das reine Sporttreiben hinausweist und eine individuelle oder kollektive Selbstinszenierung beinhaltet. Es geht um die Herstellung und Darstellung von kultureller Identität. Die Sportart wird zum originären Element eines Lebensstils und ist demnach weniger »Sportart« als vielmehr Ausdrucksform von Distinktion und Identität. Man *geht* nicht nur zum Surfen, man *ist* Surfer*in. Häufig handelt es sich bei dem dargestellten Lebensstil um eine nonkonformistische, alternative Haltung. Dem entspricht auch, dass die Stilisierung des Körpers eine als *Coolness* verstandene Gelassenheit gegenüber der Aktivität und dem eigenen Handeln impliziert, womit sich die Sportler*innen zudem von der Ernsthaftigkeit des Wettkampfsports abzugrenzen versuchen. Anstatt einer Vereinsbildung ist im Bereich des Trendsports eher eine Szenenbildung zu beobachten, die als individualisierte Formen der Vergemeinschaftung zu betrachten ist (vgl. hierzu auch

Hitzler & Niederbacher 2010). Das in diesen Gesinnungsgemeinschaften praktizierte Zur-Schau-Stellen von Körper und Sich-Bewegen wird von Schwier weiter als »Wettstreit um Stil« beschrieben (vgl. Schwier 2008, S. 16f.).

Das zweite, der idealtypischen und mit unterschiedlicher Intensität in die jeweiligen Praktiken hineinwirkenden Merkmale, ist die *Extremisierung*. Offensichtlich trifft gerade dieses Merkmal nicht auf alle Trendsportarten zu, es spielt jedoch insbesondere bei den *Risikosportarten* eine wichtige Rolle. Aber nicht nur dort, wo es um das Ausreizen von Grenzen und das Eingehen von großen Wagnissen geht, sondern auch im Bereich von Fitness- und Ausdauersportarten findet sich der Trend zur Extremisierung. Augenscheinlich wird dies beispielsweise an den zahlreichen Hindernisläufen unter extremen Bedingungen, welche die klassischen Stadtläufe zunehmend ergänzen (z.B. »Tough-Mudder«). Im Sport ist dies ein dynamischer und unaufhaltsam fortschreitender Prozess des stetigen Überschreitens und Überbietens vorheriger Limits. Ein weiteres Beispiel dafür sind die Ultra-Marathons, Ironmans und die Verlagerung entsprechender Läufe oder anderer Ausdauerwettkämpfe in extreme Klimazonen, wie die Sahara oder die Antarktis. Damit Herausforderungen mit gleicher Intensität wahrgenommen werden können, werden immer neue Ziele und Aufgaben gesucht. Um entsprechende Extreme zu kreieren, wird auf übliche Hilfsmittel verzichtet wie beim Freeclimbing oder es werden neue Technologien eingesetzt wie das »Tow-In« mittels Jetski seit den 1990er Jahren beim Big-Wave-Surfen. Laut Schwier (2008) »kommt einer agonalen Konkurrenz bei den extremen Trendsportarten jedoch allenfalls eine marginale Rolle zu« (S. 18). Hier gehe es darum, die eigenen körperlichen Grenzen zu erleben und sich dabei seiner Selbst zu vergewissern (vgl. Schwier 2008, S. 17f.).

Die *Beschleunigung*, welche auch eine Möglichkeit zur Extremisierung ist, stellt ein drittes Kennzeichen innovativer Bewegungsformen dar. Im Vergleich zu traditionellen Sportarten sind viele Trendsportphänomene hyperaktiv. Die Steigerung des Tempos geht häufig auch einher mit Tiefen- und Drehschwindel, der bei Sprung-, Fall- und Flugbewegungen entsteht. Dies schafft günstige Bedingungen für Präsenzerfahrungen sowie »flow-Erlebnisse«. Gleichzeitig steigert die Beschleunigung jedoch auch die Verletzungsrisiken und kann zu schmerzhaften Erfahrungen führen. Mit der Beschleunigung und dem damit verbundenen Eingehen von Wagnissen wollen die häufig jugendlichen Akteur*innen zudem Differenz markieren und Unterscheide aufzeigen. Selbstverständlich setzt die Beherrschung der tempogeladenen Bewegungsformen zeitintensive und durchaus schmerzvolle Lern- und Übungsprozesse voraus. Demnach betont der Aspekt der Beschleunigung die Hingabe für die Sache im Sinne des benannten Lebensstilkonzepts. Der Trend zur Beschleunigung ist jedoch auch in breitensportlich ausgerichteten Fitness- und Spportsportarten gegeben. Die Gymnastik hat sich über Aerobic hin zu schnelleren Varianten wie »Hip-Hop«, »Zumba«, »Tae-Bo« oder »Spinning« und neuerdings »Cross-Fit« und »Tabata-Training« als Formen des »High-Intensity-Interval-Trai-

nings (HIIT)« entwickelt. In den Sportsportarten wird die Geschwindigkeit durch eine Reduzierung der Spielendenzahl oder Verkleinerung der Spielfläche erzeugt, wie zum Beispiel beim Beach-Soccer, Streetball, Beach-Volleyball oder Inline-Hockey (vgl. Schwier 2008, S. 18f.).

Sowohl mit dem Merkmal der Beschleunigung als auch mit dem der Extremisierung lässt sich bereits erkennen, dass den Trendsportbewegungen eine Leistungssteigerung bereits immanent ist, beziehungsweise mit den von Schwier beschriebenen Charakteristika einhergeht. Mit der *Virtuosität* als viertem Merkmal ist zudem bereits angedeutet, inwiefern sich die Ausgestaltung des hier zugrundeliegenden Leistungsprinzips von der klassischen Überbietungslogik unterscheiden kann. Gleichzeitig fällt auf, dass gerade Virtuosität nicht ohne ein gewisses Leistungsniveau zu haben ist.

»Die Betonung von Virtuosität und Könnenserlebnissen spricht die dem Sport eigenen Möglichkeiten als Modus ästhetischer Erfahrung an. Ein Merkmal der Trendsportarten besteht also darin, dass sie in gewisser Hinsicht eine Neuentdeckung der ästhetischen Dimensionen des Sports stimulieren, die die Hegemonie des binären Sieg-Niederlage-Codes und die damit verbundene rationale Leistungsproduktion stilbildend überschreitet.« (Schwier 2008, S. 20)

Mit diesem Merkmal wird den Trendsportarten eine Nähe zur Bewegungskunst zugesprochen. Sie stellen ein intrinsisches und spirituelles Vergnügen dar. Die Virtuosität des Sich-Bewegens werde in diesen Szenen auch ohne vorrangige Orientierung am Überbietungsprinzip erreicht. Skater*innen, Boarder*innen und Surfer*innen bringen stets anspruchsvollere und neue Bewegungskunststücke hervor. Sie konterkarieren dabei das gesellschaftliche Ideal des *Besserwerdens* nicht. Das Erleben des *Augenblicks des Gelingens* treibt sie zu immer neuen Leistungen an. »Das Streben nach Erfolg wird in solchen Kontexten der kreativen Auseinandersetzung mit der Bewegungsaufgabe nachgeordnet bzw. in diesen Prozess eingeordnet.« (Schwier 2008, S. 20). Auch wenn, wie Schwier schreibt, das hochleistungssportliche Motto »Just for win« dem »Just for fun« weicht und demnach mehr Individualität als Athletentum aufgeführt wird, bleibt die Frage offen, inwieweit sich die hinter den Tricks stehenden Bemühungen trotzdem innerhalb eines »klassischen« Leistungsprinzips verorten. Zwar spricht die Ausgelassenheit und Lässigkeit der Akteur*innen sowie ihr improvisiert wirkendes Tun für eine Zugehörigkeit zum Spiel (play) statt zum Sport (game), doch mag das in einigen Fällen nur ein Unterschied auf der Vorderbühne sein – um mit Goffman zu sprechen. Beschrieben wird nämlich gleichzeitig ein hohes Maß an Selbstkontrolle und ein im Vergleich zum klassischen Wettkampfsport bemerkenswerter Selbstausbildungsprozess (vgl. Schwier 2008, S. 20f.).

Fünftens kennzeichnet Trendsportarten ihre unterhaltungsorientierte Inszenierung in Form von Events, die von Schwier *Eventisierung* genannt wird. Statt

klassischer Sportwettkämpfe in entsprechenden Sportstätten wie Stadien und Hallen werden vergleichsweise informelle Events veranstaltet, die eher im öffentlichen Raum stattfinden. Jene in Parks, auf öffentlichen Plätzen oder auch an Stränden lokalisierten Veranstaltungen der Brettspieler*innen und anderer Bewegungskünstler*innen stellen einen »ironisch-subversiven Gegenentwurf zu den Inszenierungen des Vereinssports dar und weisen noch heute gewisse Ähnlichkeiten mit der Ausgelassenheit des Straßenkarnevals auf.« (Schwier 2008, S. 21). Das eigene Sich-Bewegen wird durch die Aufhebung der starren Trennung zwischen aktiven Sportler*innen und passiven Zuschauer*innen, ebenso wie durch eine ausgeprägte Partykultur zum wichtigen Bestandteil der Events und ermöglicht Gemeinschaftserlebnisse, die in der Verbindung mit dem Genuss professioneller Darbietungen den Charakter eines Trendsportevents ausmachen. Auch hier geht es um Erlebnisse. Darüber hinaus fällt die starke Verflechtung mit Wirtschaft und Medien auf. So werden nicht nur die Events von entsprechenden Marken gesponsert, die auf diese Weise einen zielgruppengerechten Dialog aufbauen, sondern auch einzelne Sportler*innen oder Teams. Eine starke Verbindung zu den Marketinginteressen der Industrie entsteht, weil die werbetreibende Wirtschaft in Zusammenarbeit mit den Medien eine Nähe zwischen ihrem Produkt und der Sportpraxis herzustellen versuchen (vgl. Schwier 2008, S. 21f.).

Das *Sampling* ist das letzte von Schwier angeführte Merkmal des Trendsports. Gemeint ist damit der Prozess der Kombination von mitunter heterogenen Praktiken zu neuen Sportarten. Auf diese Weise werden immer neue Trends geschaffen und auch bereits gesättigte oder abflauende Trends können durch »Hybridbildung« in anderer Form zum neuen Trend werden. Weil dafür bereits existierende Bewegungsformen und Sportdisziplinen aus ihrem gewöhnlichen Kontext herausgelöst werden, geht damit häufig eine Mehrfachkodierung dieser kulturellen Phänomene einher (vgl. Schwier 2008, S. 22f.). Ein Beispiel dafür ist das »Stand-up-Paddling (SUP)«, welches selbst bereits eine Kombination aus Wellenreiten und Rudern darstellt und nicht nur in der Welle, sondern auch als abwechslungsreiche Ausdauersportart und Ganzkörpertraining im Flachwasser praktiziert wird. Beim »SUP-Yoga« wird Yoga, welches neben seinen bewegungsbezogenen Aspekten vor allem eine spirituelle Praxis darstellt, auf dem im Wasser instabilen SUP-Board durchgeführt und stellt so eine neue und anspruchsvolle Variante des Yoga dar, welche für die Yogis neue Räume in der Natur eröffnet und erweiterte Ansprüche an die Gleichgewichtsfähigkeit stellt. Insbesondere im Fitnessbereich werden auf diese Weise immer neue Trends entwickelt. Ebenso werden die gealterten Aerobicaktivitäten durch Kombination mit Tanz und/oder Kampfsport oder Meditation in Form von »Zumba« (Tanz und Aerobic), »Tae-Bo« (Kampfsport und Aerobic) oder »Piloxing« (Pilates und Kampfsport/Boxen) immer wieder neu zum Leben erweckt. Und im Bereich des Risiko- und Abenteuersports werden so neue Extreme geschaffen, wenn beispielsweise BASE-Jumping und Skifahren miteinander in Verbindung gebracht wird.

Bei der Betrachtung der Entwicklung des Trendsports, seine Verortung im Kontext des Sportsystems und der in ihm geltenden Orientierungen aus soziologischer Perspektive stehen sich im Wesentlichen zwei Argumentationsfiguren gegenüber. Auf der einen Seite wird das alternative Sportverständnis hervorgehoben, wohingegen auf der anderen Seite die ökonomische Dimension von Trendsportarten und ihre im Entwicklungsprozess zunehmende Angleichung an das bestehende Sportsystem betont wird. Zunächst soll die zweite Perspektive im Anschluss an Lamprecht, Murer und Stamm (2003) kurz vorgestellt werden, bevor dann die Argumentationsfigur eines alternativen Sportverständnisses ausführlicher thematisiert und genauer betrachtet werden soll. Lamprecht, Murer und Stamm nutzen die Darstellung des alternativen Sportverständnisses als Gegenthese zu ihrer Angleichungsthese. Sie widerlegen die Andersartigkeit des Trendsports mit dem Argument, dass der Trendsport nur ein frühes Entwicklungsstadium neuer Sportarten darstellt. Mit ihrer Argumentation haben sie damit einen anderen Blickwinkel als die bisherigen Ausführungen. Diese Betrachtungsweise eröffnet eine weitere Perspektive, die nicht zu vernachlässigen ist, da sie die Struktur und Entwicklung des Trendsports betrifft und damit auf weitere Aspekte hinweist, die bei der empirischen Analyse von Bedeutung sein können. Auch wenn hier weniger die Handlungs- und Erlebnisebene betrachtet werden, die den Fokus dieser Arbeit darstellen, trägt diese Perspektive zu einer umfassenderen Sicht auf das Feld bei.

Folgt man der Argumentation von Lamprecht Murer und Stamm, welche die Machart des Trendsports betont, rücken die Institutionalisierungsprozesse und die starke Verflechtung des Trendsports mit wirtschaftlichen Interessen in den Fokus. Demnach sind die Trendsportarten vor allem jünger als die »Normalsportarten« und erreichen den Normierungs- und Bürokratisierungsprozess, den Zeitpunkt der Gründung von Vereinen und Verbänden sowie den Eintritt in die olympischen Sportarten erst in der Zukunft. Den gleichen Prozess haben die traditionellen Sportarten – dies zeige ein Blick in ihre Entstehungsgeschichte schnell – bereits früher durchlaufen und auch sie waren in dieser Phase eng mit Lebensstil und Werten wie Freiheit und Individualität verbunden. Was heutige Trendsportarten von den »klassischen Sportarten« unterscheidet, sei einzig ihre Verknüpfung mit wirtschaftlichen Verwertungsinteressen (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 33f.).

»Indem die neuen Sportformen – zumindest ideologisch – aus der staatlichen und pädagogischen Vereinnahmung herausgelöst werden, öffnen sie sich weniger der individuellen, zweckfreien oder spielerischen Nutzung, als vielmehr der umfassenden kommerziellen Ausbeutung. Mit Blick auf die wirtschaftlichen Interessen manifestiert sich in den Trendsportarten nicht eine neue Form von Autonomie und Unabhängigkeit, sondern eine eigentliche Kolonialisierung von Lebenswelt.« (Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 34).

Trendsportarten sind jünger als »Normalsportarten« und deshalb noch nicht normiert, formalisiert und institutionalisiert. Dass sie sich jedoch im Laufe ihres Entwicklungsprozesses an das bestehende Sportsystem angleichen werden, sei an der Geschichte älterer Sportarten abzulesen – so die Argumentation von Lamprecht, Murer & Stamm (2003). Zahlreiche Sportarten, wie beispielsweise Tennis, Schlagballspielen, Skifahren oder das Bandy – ein Vorläufer des Eishockeys – haben ebenso wie heutige Trendsportarten für bestimmte Lebensstile und nicht für Disziplin, Leistung und Vernunft gestanden und weisen damit in ihrer Entwicklungsgeschichte erhebliche Parallelen zu den modernen Trendsportarten auf. In den Anfängen hatten auch hier sportliche Wettkämpfe und die daraus hervorgehenden Resultate eine untergeordnete Bedeutung. Die innerhalb der heutigen Trendsportarten aufzufindenden Entwicklungsmuster zeigen zahlreiche Gemeinsamkeiten und gleichen dem wirtschaftswissenschaftlichen Modell eines Produktlebenszyklusses. Ihre *Invention* geht fast immer mit der Entwicklung eines neuen Sportgeräts einher, wie beispielsweise beim Snowboarden mit der Erfindung des »Snurfers« durch Sherwin Poppen, den Jake Burton in den 1970er Jahren zum ersten Snowboard weiterentwickelt hat (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 36f.).

Dass Trendsportarten in ihrer *Entfaltungs- und Wachstumsphase* tatsächlich ihrem revolutionären Image gerecht werden, zeigt sich daran, dass die Sportler*innen in vielfältiger Hinsicht an der Ausübung ihres Sports gehindert werden. So zum Beispiel durch das Streuen von Nägeln auf Wanderwegen, um die Mountainbiker*innen zu stoppen, das Verbot der Nutzung von Bergbahnen für Snowboarder*innen oder des Skateboardens in den Innenstädten. Gerade deshalb haben die neuen Bewegungsformen eine große Anziehungskraft auf Jugendliche. Auch das Interesse der Medien an den neuen und andersartigen Jugendbewegungen steigt, was aber gleichzeitig zur Verwässerung des Trends führt, weil seine Zeichen und Umgangsformen der breiten Masse zugänglich werden. Die subkulturelle Identität geht verloren und häufig lösen sich auch die Konflikte bezüglich der Ausübung des Sports. Damit beginnt die Phase der Sättigung des Trends, wobei es einige Trendsportarten wie zum Beispiel das Snowboarden geschafft haben, sich zu beliebten und stark verbreiteten Sportarten zu etablieren (vgl. ebd., S. 39ff.).

In ihrer *Reife- und Diffusionsphase* bilden viele erfolgreiche Trendsportarten ein Wettkampfsystem aus und geraten zunehmend in einen Rationalisierungs- und Bürokratisierungsprozess hinein. Regelwerke werden geschaffen und auf nationaler sowie internationaler Ebene vereinheitlicht. Entsprechende Organisationen kümmern sich um die Einhaltung der Regeln und führen Wettkämpfe durch. Hierfür entstehen einerseits neue Organisationen, andererseits werden Trendsportarten auch in das Organisationssystem bereits bestehender Sportarten integriert, wie es zum Beispiel beim Inlineskaten und teilweise auch beim Snowboarden der Fall gewesen ist. So wird das Snowboarden im Olympischen Komitee

seit 1998 durch den internationalen Skiverband (FIS) vertreten, der seit 1996 auch entsprechende Weltmeisterschaften durchführt, obwohl die Snowboarder*innen mit der Gründung der International Snowboard Federation (ISF) 1991 von 1993 bis 1999 parallel eine eigene World Tour und Weltmeisterschaften durchführten (vgl. ebd., S. 41f.).

Damit entwickeln sich Trendsportarten – mit der notwendigen zeitlichen Verzögerung, die auch etablierte Sportarten ihrer Zeit gebraucht haben – in Richtung der »Normalsportarten«, unterscheiden sich jedoch Lamprecht, Murer und Stamm folgend in Bezug auf ihre Kommerzialisierung. Erst in den vergangenen vierzig Jahren gehen »Sport-Boom« und Sport- und Freizeitindustrie miteinander derart einher, was durch Wirtschaftsaufschwung, Anstieg von Freizeit und Wohlstandsniveau erst ermöglicht beziehungsweise noch verstärkt wurde. Demnach sei es auch nicht verwunderlich, dass die meisten Trendsportarten ein neues und teures Sportgerät propagieren oder auf andere Weise mit der Fitness- oder Sportartikel-Industrie in Verbindung stehen, was sich an Sportbekleidung sowie den Kurs- und Freizeitangeboten der Fitnessstudios und der Freizeitindustrie zeigt. Darüber hinaus treten Firmen als Veranstalter und Sponsoren von Sportevents auf, was zentraler Bestandteil ihrer Marketingaktivitäten ist. Die Firma »Adidas« veranstaltete beispielsweise eine Serie von Streetball-Turnieren und domestizierte so das zuvor informell organisierte Straßen-Basketball, um das Sinken seines Marktanteils zu stoppen und sein Image aufzupolieren. Als die Marke zurück auf Erfolgskurs war, verabschiedete sie sich vom Streetball und es wurde wieder zu einer subkulturellen und informellen Variante des Basketballs. Darüber hinaus haben auch zahlreiche Firmen, die nicht zur Sport- und Freizeitindustrie gehören, das Potential des Trendsports für sich entdeckt. So gab es bei der Durchführung von Snowboardwettkämpfen nicht nur Konkurrenz um das richtige Sportverständnis, es rivalisierten auch zwei Mobiltelefonanbieter im Rahmen des Sponsorings der Veranstaltung von FIS (»Nokia Snowboard FIS World Cup 2000«) und ISF (»Motorola ISF World Pro Tour«). Die enge Verknüpfung von Trendsport und Wirtschaft sehen Lamprecht, Murer und Stamm ebenso in den bereits erwähnten »Firmenmannschaften«, die es fraglich erscheinen lassen, ob das von den Sportler*innen mit Stolz hervorgehobene Nicht-Vorhandensein von Nationalmannschaften tatsächlich für mehr Unabhängigkeit und Freiheit sorgt oder von den Sponsorenverträgen wieder eingeholt wird. Einerseits wird das Tragen einheitlicher Kleidung, wie zum Beispiel von der Schweizer Nationalmannschaft bei den Olympischen Spielen von Nagano 1998 als Uniformierung empfunden, andererseits scheint jedoch gegenüber den Werbe- und Firmenaufschriften auf Kleidung und Sportausrüstung kein Unbehagen zu bestehen. Bemerkenswert ist in diesem Kontext, dass gerade die Vorstellung eines neuen, postmodernen Sportverständnisses der Kolonialisierung Vorschub leistet. »Das heißt, je vehementer die Institutionalisierungs- und Rationalisierungsprozesse verneint und die Unabhängigkeit und Freiheit der neuen Bewegungsformen betont wird, desto leichter vermag

sich die Logik von Geld und Macht durchzusetzen.« (Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 47). Lamprecht, Murer und Stamm berufen sich bei ihrer Kritik auf Habermas (1981/85), der darin eine »Kolonialisierung von Lebenswelt« sieht (zit. n. ebd., S. 47), bei welcher Medien und Wirtschaft in Bereiche eindringen, die dadurch vom verständigungsorientierten Handeln abgekoppelt werden und durch die medienge-steuerte Interaktion kaputt gehen (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 44–47).

Die gegensätzliche Argumentation, die das alternative Sportverständnis des Trendsports betont, vertritt der französische Sportsoziologe Alain Loret in seinem Buch »Génération Glisse« (1996). In den »gleitenden Sportarten« sieht er eine völlig neue Bewegungskultur, die eine fundamental andere Vorstellung von Sport vertritt. Snowboarden, Skateboarden, Windsurfen oder Inlineskaten sind demnach nicht einfach als neue Sportarten zu verstehen, vielmehr sind diese Bewegungsformen als Gegenwelt zu begreifen. Mit dem Wort »Gleiten« ist das Sportverständnis und Bewegungserlebnis des sich Entziehens, frei und unabhängig Seins und des »Vorbeisausens« bereits beschrieben. Loret folgend werden Leistungsvergleiche, Disziplinierung, Anleitung und pädagogische Vereinnahmung von diesen Kulturen abgelehnt. Auch wenn es mitunter Strukturen gibt, sind diese jedoch flexibel und autonom. Von Loret werden diese Sportarten als eine Protestbewegung gegen Schule, Verein und Sportorganisationen verstanden. Zwar halten Lamprecht, Murer und Stamm Loret zugute, dass er das Selbstverständnis vieler Trendsportler*innen äußerst treffend und anschaulich darstelle, er jedoch das aus der Geschichte etablierter Sportarten zu Erkennende missachte (vgl. Lamprecht, Murer & Stamm 2003, S. 35).

Aus der Perspektive der vorliegenden Arbeit widersprechen sich die beiden Ansätze nicht, vielmehr zeigen sie einen bedeutenden Kontrast auf, den es bei der Betrachtung des Leistens inhaltlich und erkenntnistheoretisch zu berücksichtigen gilt. Die Ansätze Blicken mit ihrer je eigenen Perspektive auf das Feld und können einander – auch im Hinblick auf das Verständnis des Leistens – sinnvoll ergänzen. Ebenso vermag die nun folgende körpersoziologische Betrachtungsweise weitere Details zum Handeln und Erleben im Feld des Trendsports offenzulegen.

1.4.2 Trendsport als leibliche Erfahrung und Lebensstil

Eine körpersoziologische Sichtweise, wie sie insbesondere von Gugutzer (2004 & 2012)⁷ aufgezeigt wird, kann die bereits beschriebenen Perspektiven auf den Trendsport weiter ergänzen und zu einem noch tiefergehenden Verständnis der »spätmo-

7 Gugutzers Aufsatz von 2004 deckt sich mit dem Kapitel (3) »Ästhetische Verkörperung des Trendsports« in seiner Monographie »Verkörperungen des Sozialen. Neophänomenologische Grundlagen und soziologische Analysen« von 2012. Lediglich ist in dem Aufsatz von 2004 ein zusätzliches Unterkapitel (1) zur »Zweiheit von Leib und Körper« vorangestellt.

dernen Bewegungspraktiken« beitragen. In den Fokus gerät aus dieser Sicht insbesondere die leibliche Erfahrung, welche eine zentrale Rolle für die beeindruckende Wirkung des Trendsports innehat.

Der Trendsport kennzeichnet sich demnach insbesondere durch sein »*spätmodernes Verhältnis von Körper, Selbst und Gesellschaft*« (Gugutzer 2004, S. 220, Herv. i. O.), mit dem er sich von traditionellen Sportarten unterscheidet. Aus dieser Perspektive sind die Formen und Erlebnisweisen der Selbstthematisierung ein entscheidendes Merkmal. Trendsportarten halten körperliche und bewegungsbezogene Möglichkeiten bereit, auf die Erzeugnisse der Differenzierungs-, Globalisierungs- und Individualisierungsprozesse durch kollektive und individuelle Selbstfindungsprozesse zu reagieren (vgl. ebd.).

Daraus ergibt sich die Bedeutung einer leibphänomenologischen Betrachtungsweise, die zunächst eine Präzisierung der Unterscheidung zwischen Leib und Körper voraussetzt. Plessner (1975) folgend sieht Gugutzer ein zweifaches – jedoch nicht dualistisches – Körperverhältnis. »Der Mensch *ist* sein Körper, und er *hat* seinen Körper. Sein und Haben sind zwei Weisen, in denen dem Menschen sein Körper gegeben ist. *Der menschliche Körper ist die Zweiheit von Sein und Haben.*« (Gugutzer 2004, S. 221, Herv. i. O.). Das Haben und Sein sind im Sinne einer untrennbaren Dualität miteinander Verbunden und wirken wechselseitig bedingt, wonach der Mensch durchgehend in dieser beziehungsweise als diese Zweiheit existiert. Dabei ist der Mensch einerseits zentrisch im Hier und Jetzt positioniert und kann andererseits exzentrisch zu seiner Umwelt in Gegenstandsstellung treten. Aufgrund der menschlichen Eigenart, seinen Körper zu haben, ist eine Umweltbeziehung möglich, bei welcher der Mensch aus sich selbst heraus und zu sich selbst in Distanz tritt. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, den Körper sowohl bewusst expressiv oder instrumentell zu nutzen als auch über sich selbst zu reflektieren und sich damit in andere Zeit- und Raumkontexte zu denken. Während Plessner insbesondere der gegenständliche Körper und die Umweltbeziehungen (Körper haben) interessierten, hat Schmitz das Körpersein betrachtet. Hierbei geht es um die Innenwelt des Menschen mit ihrem Doppelaspekt von Seele und Erlebnis. Die aufgrund des Körperseins möglichen Hier-und-Jetzt-Erfahrungen sind leiblich-affektiv, weil wir die Gegenwart spüren. Da es der Leib ist, der erfährt und spürt, wurde der anthropologische Ausdruck »Körpersein« durch den phänomenologischen Begriff des »Leibes« ersetzt, weshalb man folglich auch von der »Zweiheit von Leib und Körper« spricht. Der Leibbegriff steht dabei für das passive Sich-Erleben, den spürenden Leib, und der Körperbegriff für den aktiv einsetzbaren Körper als Gegenstand (»Körperding«).

Die Zweiheit des Körpers ist dementsprechend vergleichbar mit der »Dualität der Struktur« nach Giddens (1992, zit. n. Gugutzer 2004, S. 222), mit der er die wechselseitige Durchdringung gesellschaftlicher Strukturen und individueller Handlungen beschreibt, die auch im Kontext dieser Arbeit (Kap. 1.3) bereits ausführlich betont wurden. Körperpraktiken und Körperwissen sind – im Sinne der

untrennbaren und wechselseitigen sich durchdringenden Einheit von Leib und Körper – durch das Spüren des eigenen Leibs geprägt. Gleichzeitig beeinflusst dieses Spüren die Ausführung körperlicher Praktiken sowie den Erwerb körperlichen Wissens. Demnach sind leibliche Erfahrungen gesellschaftlich-kulturell geprägt, weil die vom Spüren des eigenen Leibes geformten Körperpraktiken und das Körperwissen gesellschaftlich-kulturelle Produkte sind. Eine nicht nur den Körper betrachtende Sichtweise hat dementsprechend den Vorteil, zudem die leiblich-affektiven Erfahrungen von Sinnlichkeit und Emotionalität für das Individuum mit ihrer Bedeutung für die Sportpraxis in den Blick nehmen zu können. Hiermit wird die bisherige Betrachtung (Kap. 1.4.1) durch eine, insbesondere – aber nicht nur – in den Trendsportarten bedeutende, leibliche Perspektive der Selbsterfahrung vertieft (vgl. Gugutzer 2004, S. 219–223).

Auch Gugutzer betrachtet zunächst das Innovative an den Trendsportarten und auch ihm fällt auf – wie bereits in Anlehnung an Schwier beschrieben –, dass der

»Sieg/Niederlage-Code des traditionellen Wettkampfsports (vgl. hierzu Bette 1999; Schimank 1988) durch einen (sub)kulturellen, sich durch Virtuosität, Temporalität und Extremität auszeichnenden Bewegungscode sowie einen auf Spaß, Freiheit und Erlebnis abzielenden Motivationscode abgelöst« wird (Gugutzer 2004, S. 223).

Erneut findet sich hier der Verweis auf Loret (1996) und auch Gugutzer sieht die »gleitenden Sportarten« (2004, S. 223, Herv. i. O.) als »Metapher für die kulturelle Verfasstheit spätmoderner Gesellschaften« (Gugutzer 2004, S. 224). Unter Beruf auf Alkemeyer und Schmidt (vgl. 2003, zit. n. Gugutzer 2004, S. 224) wird das Aufbrechen der Geradlinigkeit, Eindeutigkeit und Zielstrebigkeit als wichtigste Merkmale des Trendsports in Abgrenzung zu traditionellen Sportarten und Gesellschaft gesehen. Dabei werden nicht die typischen und etablierten Bewegungsweisen wie Laufen oder Werfen, sondern das Fliegen, Gleiten, Springen und Schweben als Spiel mit der Schwerkraft und im Sinne eines Aufgebens von Halt vollführt. Mit diesem, den gesellschaftlichen Alltag umkehrenden, Verzicht auf Sicherheit und linearen Fortschritt begeben sich die Trendsportler*innen in einen Selbstfindungsprozess, in dem sie leiblichen Halt gewinnen. Die spürbare Selbstbestätigung erhalten sie durch die Körperthematisierung, die gleichzeitig eine Selbstthematisierung ist (vgl. Gugutzer 2004, S. 223ff.).

In der Aneignung und Ausgestaltung sieht Gugutzer weitere Abgrenzungskriterien zum traditionellen Sport. Im Vergleich zum vereinssportlich organisierten (Wettkampf-)Sport, bei dem Trainer*innen einen großen Einfluss auf die Bewegungssozialisation haben, findet im Trendsport ein mimetisches Lernen im Rahmen kreativer und zumeist nicht im engeren Sinne als Training aufgefasster Aneignungsprozesse statt. Anstelle einer Reproduktion vorgegebener Bewegungs-

abläufe, welche als Fremddisziplinierung empfunden werden würden, tritt ein leiblich-körperlicher Nachvollzug der virtuellen Bewegungen. Ganz im Sinne einer sinnlich-spürenden Aneignung werden Bewegungen Anderer beobachtet und im Zuge des wiederholten Ausprobierens dem eigenen motorischen Empfinden angepasst, bis nach zahlreichen Versuchen der Bewegungsvollzug mit einem kreativen Eigenanteil versehen ins Bewegungsrepertoire des Lernenden übergeht. In diesem »Trial-and-Error-Prozess« ist das Fehlermachen auch deshalb ein wichtiger Faktor, weil das Erlernen der Bewegungstechniken mit der Aneignung bestimmter Verhaltensmuster zusammenfällt. Gugutzer folgend geht es nicht nur darum, den Trick zu beherrschen, sondern auch während des schwierigen Aneignungsprozesses *cool* auszusehen. Darüber hinaus wäre das sofortige Gelingen einer neuen Bewegung zumeist bereits ein Zeichen dafür, dass der Trick zu einfach ist. Im Kontext dieses eigenmächtigen und kreativen Lernens ergeben sich positive Einflüsse auf den Identitätsbildungsprozess, was durch den hohen Grad von Autonomie gegenüber der Erwachsenenwelt begründet ist (vgl. Gugutzer 2004, S. 225).

Mit der genaueren Betrachtung der ästhetischen Dimension des Trendsports werden die vorangegangenen Beschreibungen (Kap. 1.4.1) um einen wichtigen Aspekt erweitert, weil die ästhetischen Erfahrungen das Selbstthematisierungspotential hervorbringen. Über diese leiblich-affektiven Selbsterfahrungen schreibt Schwier in Anlehnung an Seel (vgl. 1993, S. 97, zit. n. Gugutzer 2004, S. 226), »dass das Ästhetische der eigentliche Sinn des Sports sei, da sich im Moment des Gelingens der Sinn im Tun verwirklicht und der gelehrige Körper für einen Augenblick zum quasi selbstständig agierenden Leib wird.« (Schwier 2000, S. 84f., zit. n. Gugutzer 2004, S. 226). Auch wenn dieses Gefühl von Perfektion bei Bewegungsausführungen ebenso in klassischen Sportarten hervorgerufen werden kann, halten Trendsportarten mit ihren Rotations- und Geschwindigkeitsgefühlen »Spürensmomente« anderer Qualität bereit. Perfektion muss hierbei als subjektives Empfinden von Stimmigkeit verstanden werden. Bei diesen ästhetischen Erfahrungen stellen sich – auch aufgrund der Anforderungen an die kinästhetischen Sinne der Aktiven – besondere Selbstwahrnehmungsmöglichkeiten und Gegenwartserfahrungen ein. In diesen Momenten wird die Trennung zwischen Körper und Leib als aufgehoben erfahren, worin ein zentrales handlungsleitendes Motiv zu sehen ist. Demzufolge können Trendsportarten als ästhetische Praxis (*aisthesis* (gr.) = Wahrnehmung) aufgefasst werden, weil die vollzogenen körperlichen Handlungen mit eigenleiblichen, sinnlich-spürenden Wahrnehmungen einhergehen und damit ästhetischen Praktiken entsprechen. Die aus dem »Körperhaben« – den bewegungskulturellen Praktiken – hervorgehenden leiblichen Erfahrungen (»Leibsein«) rufen bei den Trendsportler*innen demnach »intensiv spürbare Erlebnisse« (Gugutzer 2004, S. 227, Herv. i. O.) hervor. Trendsportarten lassen sich dementsprechend als Beispiel für die von Schulze (1992) bereits seit Ende der 1980er Jahre konstatierte »Ästhetisierung des Alltagslebens« ansehen (zit. n. Gugutzer 2004, S. 227, Herv. i. O.). Damit ist der

gesamtgemeinschaftliche Trend in Richtung einer Orientierung am Schönen, an positiven Erlebnissen gemeint. Gleichzeitig wird die Lebensweise dabei mehr nach innen und an einer psychophysischen Semantik ausgerichtet (vgl. Gugutzer 2004, S. 226f.).

Im Zuge dieser Suche nach Erlebnissen findet aber auch eine permanente Steigerung der Erlebnisintensität statt. Es entwickelt sich eine »Erlebnisrationalität« (Schulze 1992, S. 35, zit. n. Gugutzer 2004, S. 227). So erscheint es auch logisch, wenn Trendsportler*innen auf die Frage nach ihren Motiven für die Ausübung entsprechender »Sportarten« mit der Freiheit der Bewegungen argumentieren. Im Vergleich zwischen Skifahrer*innen und Snowboarder*innen manifestiert sich diese beispielsweise bereits an dem Fehlen der »einschränkenden« Stöcke. Auch in tiefergehenden Beschreibungen des Gefühls des Snowboardens wird die von den sinnlichen Empfindungen ausgehende Faszination deutlich. Das Gleiten im »Powder« ermöglicht ein starkes Freiheitsgefühl, ebenso wie die Dynamik des »Carvens« und das Ungewissheitsgefühl des »Cliff-Jumps«. »Den Bewegungen des Körpers korrespondiert hier die Bewegtheit des Leibes, durch die das körperliche Handeln zu einem ästhetisch-leiblichen Erlebnis wird.« (Gugutzer 2004, S. 228, vgl. ebd.).

Auch wenn damit die bereits weiter oben in diesem Kapitel beschriebene Erlebnisorientierung der Trendsportler*innen noch deutlicher beschrieben ist, lässt sich erkennen, dass diese keineswegs die Steigerungslogik und Rationalisierung ablöst. Das zeigt sich auch an den Präsenzerfahrungen, die im Risiko- und Abenteuersport gesucht werden, jedoch nur dann gefunden werden können, wenn die Ziele ständig anspruchsvoller, extremer und wagnisreicher werden, weil die Erfahrungen bei einer Stagnation des Anspruchsniveaus nicht mit gleicher Intensität erlebt werden können. Damit sind auch diese Sportler*innen dem Leistungs- und Steigerungsimperativ (spät)moderner Gesellschaften ausgesetzt. Auch wenn entsprechende Untersuchungen zum Surfen (vgl. Stanger 1999, S. 267, zit. n. Gugutzer 2004, S. 229) beispielsweise zeigen, dass das Heraufsetzen des Risikolevels keine explizite Zielsetzung des Handelns ist, so erhöht sich das Risiko jedoch aufgrund der Suche nach »Thrill« stetig (Gugutzer 2004, S. 229, Herv. i. O.). Häufig werde dieser Kreislauf von den Sportler*innen auch mit dem Konsum von Drogen verglichen, bei dem es ebenso zunehmend schwieriger wird das gewünschte Gefühl zu erreichen. Innerhalb der auf diese Weise möglichen flow-Erlebnisse, für die Herausforderung und Können in einem Balanceverhältnis stehen müssen, erfahren die Surfer*innen Gugutzer zufolge ihr »wahres« Ich. Sie erleben eine Selbsttranszendenz. Mit ihrer Verkörperung des Erhabenen machen die Surfer*innen »*leiblich-affektive Grenzerfahrungen*« (Gugutzer 2004, S. 230, Herv. i. O.), welche bei der Identitätsbildung eine bedeutende Rolle spielen, da sie das Selbst im tiefsten Inneren berühren oder sogar aufs Spiel setzen. Entsprechende selbstbestätigende Grenzsituationen bieten Leiberfahrungen der besonderen Art. Grenzerfahrungen, die Selbstvergewisserung, Selbstbestätigung und Stolz hervorbringen, können jedoch nicht nur im

Extremsport erlebt werden. Stellt die Situation eine persönliche Herausforderung dar, erleben auch die Skater*innen in der Miniramp entsprechendes (vgl. Gugutzer 2004, S. 227–230).

»Um ästhetische Erfahrungen handelt es sich hierbei – und hier scheinen sich Trendsportarten von traditionellen Sportarten zu unterscheiden –, insofern nicht so sehr das Handlungsergebnis, als vielmehr die Bewegung als solche die positive Selbsterfahrung auslöst. Der Vollzug der Bewegung ist wichtiger als die Realisierung eines externen Telos. Zugespißt gesagt stellt die Bewegung im Trendsport einen Selbstzweck dar, während sie in den meisten konventionellen Sportarten Mittel zum Zweck ist. Zwar geht es auch beim Aggressiv-Skating, Skate- oder Snowboarding um das Gelingen der Bewegung und stellt sich Befriedigung also auch durch die erfolgreiche Bewältigung der Bewegungsaufgabe ein, wie umgekehrt ein Mittelstreckenläufer selbstverständlich seinen Lauf genießen oder eine Rhythmische Sportgymnastin ihre Ausführungen positiv erleben mögen. Doch dürfte ein wichtiger Unterschied darin liegen, dass die Skater und Boarder ihre Körperkünste primär ausführen, um das Feeling des Gleitens, Drehens, Schwebens, Rollens, den Kick oder Thrill zu spüren, wohingegen der Läufer und die Gymnastin sich mindestens auch bewegen, um sich mit anderen zu messen und Siege zu erringen. Hinzu kommt, dass die Körperpraktiken dieser im Vergleich zu jenen deutlich stärker standardisiert und Disziplinierungen unterworfen sind. Wo Bewegungen hingegen wenig bis gar nicht kodifiziert sind, wo sie stattdessen kreativ entworfen, modifiziert und intensiviert werden, wie dies beim Großteil der Trendsportarten der Fall ist, dürfte auch die Wahrscheinlichkeit deutlich größer sein, körperliche Bewegungen als ästhetische Praxis zu erfahren, ein Aufgehen im Tun und damit sich selbst zu erleben.« (Gugutzer 2004, S. 230).

Durch das Handeln im Hier-und-Jetzt entsteht eine Sinnverdichtung auf die Gegenwart, die wiederum sehr positiv als »spürbare Selbstgewissheit« (Gugutzer 2004, S. 228, Herv. i. O.) erlebt wird. Dem Phänomen des »Risikosports« hat sich Karl-Heinrich Bette ausführlich gewidmet. Hier drängen sich entsprechende Präsenzerfahrungen in besonderer Weise auf, da ein Abdriften in Vergangenheit oder Zukunft die eigene Existenz gefährden kann. Eine absolute Konzentration auf die Gegenwart ist obligatorisch. Dieser Notwendigkeit wird eine entlastende Funktion in Bezug auf die in modernen Gesellschaften geforderte Zukunftsorientierung und Selbstreflexion zugesprochen, welche durch das konkrete Tun ersetzt wird. Der Sinn des Lebens ist auf den aktuellen Moment reduziert. In einer Welt der Sicherheitsorientierung, von Sekundärerfahrungen, Angstvermeidung, Bürokratie und Routine, Fremdbestimmung, Langeweile und Leere, in einer arbeitsteilig organisierten Gesellschaft, in der der Einzelne in komplexe Handlungsketten eingebunden ist, in der Massenmedien die Grenzen der eigenen Wirkungsmöglichkeiten vor Augen führen und Organisationen zwischen Individuum und Gesellschaft geschaltet sind, bietet der Risi-

kosport ein Gegengewicht. Den Sportler*innen ermöglicht er eine aktive und ganzheitliche Teilhabe, das Erleben von Selbstbestimmtheit, Freiheit und Bewältigungsgeschichten statt Krisen. Aus den Primärerfahrungen in der Natur, der Rückeroberung realer Räume, bei denen körperliche Wahrnehmungen der Kopflastigkeit des Alltags entgegengestellt werden, geht ein Lebendigkeitsgefühl hervor, das Gewissheitsgrundlagen liefert. Damit ist ein Angebot für individuelle und kollektive Sinnentwürfe gemacht, dass in einer Zeit des Wegbrechens traditioneller Sinninstanzen als Grund für die (insbesondere auch mediale) Popularität entsprechender Sport- und Bewegungsformen nicht nur von Bette gesehen wird. Die von Beck als »Bastelbiographie« beschriebene Pflicht zur Gestaltung des eigenen Lebens, weil Familie, Religion und Dorfgemeinschaft keinen Rahmen mehr bieten, stellt neben den sich neu ergebenden Freiheiten und Chancen eine große Herausforderung dar, auf die insbesondere durch ein Bedürfnis nach Selbstvergewisserung und den Aufbau von Sicherheiten anderer Art geantwortet wird. Gerade der Körper ist hier ein geeignetes Medium um Authentizität und Unmittelbarkeit zu erfahren. Insbesondere das Wagnis bietet hier paradoxerweise Halt (vgl. Bette 2003, S. 42–47, vgl. Gugutzer 2004, S. 226–230).

Auch wenn das Erleben im Trendsport eine zentrale Stellung einnimmt, »ist es keineswegs so, dass Leistung und Leistungssteigerung in Trendsportarten keine Rolle spielen.« (Gugutzer 2004, S. 230). Ebenso macht es für Gugutzer und Schwier »jedoch den Anschein, dass in den meisten Trendsportarten primär das eigene Können und nicht so sehr das Leistungsvermögen der anderen der Leistungsmaßstab ist, weshalb auch interne Ranglisten keine Rolle spielen« (Schwier, 1998a, S. 54 zit. n. Gugutzer 2004, S. 230). Inwiefern dieser Einschätzung zuzustimmen ist, bleibt im empirischen Teil der Arbeit zu klären, da insbesondere neue Medien hierzu »Zwischenlösungen« eröffnen.

Darüber hinaus weisen Trendsportarten ebenfalls zu den Geräten und Elementen, mit denen hier gearbeitet wird, einen intensiven leiblich-affektiven Bezug auf. Da sich die Beziehung zwischen Individuum, Ding und Element auf der Ebene des leiblichen Befindens ereignet, handelt es sich um eine »*leibliche Interaktion*« (Gugutzer 2004, S. 231, Herv. i. O.). Der von außen wahrnehmbare Körper ist davon zunächst unberührt. Entsprechend der einleitenden Darstellungen zur Leib-Körper-Thematik, steht der Mensch sowohl zu seiner sozialen als auch zu seiner materiellen Umwelt in einer wechselseitigen Beziehung. Neben der Interaktion mit anderen Menschen kann der Mensch ebenso mit Dingen, mit denen er*sie sich beispielsweise im Kontext seines sportlichen Handels bewegt, auf der Ebene einer leiblich-affektiven Betroffenheit interagieren. Dass es sich dabei tatsächlich um Interaktion handelt und diese im Trendsport eine große Bedeutung hat, lässt sich Gugutzer zufolge – der sich dabei an Marlovits (2001) anlehnt – am Beispiel der Erwartung des Snowboards der Person gegenüber ablesen. Das »Snowboard-Ding« verweigert sich als Interaktionspartner, wenn die Benutzer*innen nicht entsprechende leib-

liche Fähigkeiten, körperliche Ausstattungen (z.B. Gleichgewichtssinn, Beweglichkeit, Kraft) sowie Schmerztoleranz mitbringen. Es ermöglicht jedoch dann durchdringende Fahrgefühle, wenn sich die Interaktionsteilnehmer*innen »vereinigen«. Über seinen Aufforderungscharakter hinaus, den auch Stuhl und Bett haben (vgl. Habermas 1999, S. 224, zit. n. Gugutzer 2004, S. 231), besitzt das Snowboard einen selektierend und sozial differenzierend wirkenden Anforderungs- und Anspruchscharakter, weshalb sein Gebrauch die Möglichkeit der Abgrenzung bereithält (vgl. Gugutzer 2004, S. 231).

Insgesamt fällt auf, dass Trendsportarten zumeist mit Hilfe innovativer Sportgeräte ausgeübt werden, zu denen die Sportler*innen eine emotionale »Ding-Person-Beziehung« aufbauen. Die »geliebten Objekte« (Habermas 1999, zit. n. Gugutzer 2004, S. 231) werden als Teil der eigenen Person erlebt, spielen dann eine wichtige Rolle für das Selbstgefühl und werden mit entsprechenden Gefühlen bedacht, als seien es Menschen. Dadurch werden flow-Erlebnisse ermöglicht, weil die Handlungen aufgrund der besonders stimmigen Verbindung mit dem »Ding« automatisiert und selbstverständlich ablaufen. Die Aufmerksamkeit kann komplett vom Sportgerät abgewendet und auf das aktuelle Tun gerichtet werden, weil das »Ding« in diesem Fall zum Leib gehört – beide eine Einheit bilden. Eine entsprechende »organische Verbindung« mit den körperlichen Fähigkeiten des*der Akteurs*in sehen auch Gebauer et al. (vgl. 2004, S. 74) und zitieren die erste Ausgabe der Zeitschrift »Inlineskating« (1997), in der Skaten aufgrund der Erweiterung des menschlichen Körpers durch Rollen als Evolutionsschritt aufgefasst wird – aus körpersoziologischer Perspektive müsste in beiden Fällen vom Leib gesprochen werden, da der Körper im Gegensatz zum Leib nicht über seine tatsächliche Begrenzung hinaus ausgedehnt werden kann.⁸ Genau diese von Schmitz (1992) als »Einleibung« (zit. n. Gugutzer 2004, S. 232) beschriebene Interaktion zwischen Ding (Sportgerät) und Mensch (Trendsportler*in) – also Leib – ereignet sich im Trendsport, wobei das Gefühl der Verschmelzung mit dem Gerät entsteht und den Raum für neue körper- und bewegungsgebundene Selbstverhältnisse eröffnet, die sich mit zunehmendem Können der Aktiven intensivieren (vgl. Gugutzer 2004, S. 230ff.).

Eine ebensolche leibliche Interaktion findet über das Medium der Dinge auch mit den Elementen statt. Besonders deutlich wird das bei den »Elementen« Wasser, Schnee und Wind. Deshalb verwundert es nicht, dass sich die Sportler*innen unmittelbar mit diesen verbunden fühlen. Das »Einssein mit der Natur« (Gugutzer 2004, S. 233) wird häufig auch als »stoked« (begeistert) sein beschrieben. Weiter oben wurde das Gefühl bereits mit dem »high« sein auf Drogen verglichen, wobei hier das leiblich-körperliche Naturerlebnis – das Bewegen in Verbindung mit ihr –

8 Darauf hat auch Merleau-Ponty (1966, S. 125f.) mit seinem Begriff des »Körperschemas« hingewiesen. Die »Situationsräumlichkeit« des Leibes verhält sich dabei als an die situationspezifische Aufgabe angepasst.

entsprechende Gefühle hervorruft. Innerhalb des Diskurses der Surfer*innen sprechen diese im Kontext ihrer leiblichen Erfahrungen mit der Natur, die ihnen leiblich-affektiv nahe gehen, auch von »ozeanischen Gefühlen« (Gugutzer 2004, S. 233, vgl. ebd.). Im Vergleich zu den Sporträumen der traditionellen Sportarten, die alle leistungsstörenden Größen abschalten, fürchten die Trendsportler*innen die leistungsverfälschenden Größen wie beispielsweise Wind nicht. Sie schätzen sie vielmehr als Überraschungen und Hindernisse. Die Fähigkeit, schnell und flexibel auf die sich ständig verändernde Natur reagieren zu können, bildet einen Kontrast zur vornehmlichen Fokussierung auf messbare Leistungen im klassischen Leistungs- und Wettkampfsport (vgl. Gebauer et al. 2004, S. 78 & 80).

Entsprechend des Trends, »Indoor-Sportarten« nach draußen zu verlagern, rufen auch Sand und Asphalt vergleichbares hervor. Das Medium Sand versinnbildlicht nicht nur ein entsprechendes Lebensgefühl, das mit Urlaub, Sommer und Freiheit verbunden wird, sondern ermöglicht ebenfalls ein sinnliches Gesamterlebnis. Die leibliche Interaktion mit dem urbanen Raum, durch die Einbettung des Sports in die städtische Alltagskultur, gestattet zeitgleich die Wahrnehmung der Stimmung des Ortes und hat somit einen sinnlichen Mehrwert im Vergleich zu Turnhalle oder Fitnessstudio. Gleichzeitig trägt der so ausgedrückte Lebensstil zur Lebendigkeit des öffentlichen Raumes bei. Im Sinne eines »Erlebens des Erlebens« (Bette 1999, S. 204) nehmen Aktive und Umwelt sich gegenseitig wahr – treten in leibliche Interaktion miteinander. Die unter dem Einfluss der Umwelt stehenden leiblichen Erfahrungen des Tuns als ästhetische Praktik ergeben sich, weil die Aktiven ihre materielle und soziale Umwelt eigenleiblich erleben und umgekehrt von dieser wahrgenommen werden (vgl. Gugutzer 2004, S. 233f.).

In diesem Zusammenhang ist es auch naheliegend, dass dem Körper in Trendsportarten mit ihrer Verfasstheit als Lebensstil eine besondere Bedeutung als Darstellungsmedium zukommt. Im bereits beschriebenen Sinne Goffmans wird der Körper dazu genutzt, der Umwelt den »richtigen« Eindruck vom eigenen Selbst zu vermitteln. Gugutzer beschreibt dies als »dramaturgischen Körper« (Gugutzer 2004, S. 234), der für Selbstdarstellungs- und Inszenierungszwecke genutzt wird. Dies geschieht stets passend zum jeweiligen Selbst- und Gruppenbild der Trendsportler*innen. Wird ein entsprechender Eindruck hervorgerufen, stärkt dies den eigenen Selbstwert. Dabei gehe es »nicht so sehr um die herkömmlichen Sportwerte Sieg und Niederlage, sondern wichtig ist primär das »persönliche Erleben einer spektakulär gelingenden Aktion. [...]« (Kolb 1997, S. 208)« (Gugutzer 2004, S. 235). In der spätmodernen Gesellschaft mit ihren zahlreichen Ungewissheiten sind derartige Identitätsangebote attraktiv und dienen sowohl der individuellen »Selbstvergewisserung« (ebd.) als auch der »kollektiven Selbsterfahrung« (ebd.).

In den Szenen – den posttraditionalen Formen der Vergemeinschaftung – wird der Lebensstil der Skater*innen, Surfer*innen oder Boarder*innen gelebt. Hier zeigt sich, dass es sich eher um bewegungskulturelle Sozialitäten als um

traditionelle (Vereins-)Sportgemeinschaften handelt (vgl. Hitzler & Niederbacher 2010, Gebauer et al. 2004). Die kulturellen Ausdrucksformen werden also, anders als im Vereinssport, nicht nur zeitweise ausgeübt oder präsent. Für die Anerkennung durch die Stilgemeinschaft – deren Mitglieder füreinander wechselseitig Darsteller und Publikum sind – ist demnach auch mehr als das Bewegungskönnen ausschlaggebend. Es zählen Erscheinungsbild und Interaktionskompetenz, die mit den Körperpraktiken zu einem Stil verschmelzen müssen. Daraus resultieren die »Entwicklung eines *kollektiven Selbstgefühls*« (Gugutzer 2004, S. 236, Herv. i. O.) und die Umwandlung von körperlichem in »*symbolisches Kapital*« (ebd., Herv. i. O.) – im Sine Bourdieus. Gleichzeitig wird auf diesem Weg die soziale Ordnung mit ihren »Bewegungsnormen, Körperbildern, Verhaltensregeln und stilistischen Werthaltungen« (ebd.) reproduziert. »Wer sich auf Skates oder unter dem Korb als Virtuose erweist, ohne dabei als ›Streber‹ zu gelten, kann darauf hoffen, von der Szene geachtet zu werden, und hat zugleich einen unverwechselbaren Beitrag zur Stabilisierung beziehungsweise Weiterentwicklung der jeweiligen subkulturellen Ausdrucksformen geleistet« (Schwier 1998, S. 54, zit. n. Gugutzer 2004, S. 236f., Herv. i. O.).

Darüber hinaus werden die »körperbezogenen Stilisierungspraktiken« als »*Distinktionsmittel*« (Gugutzer 2004, S. 237, Herv. i. O.) genutzt. Nur wer die sportiven Bewegungspraktiken als auch die szenetypischen Darstellungscodes (Kleidung, Gestik, Sprache) beherrscht, kann sich vom »Außen« abgrenzen und dazu gehören. Die »stilorientierten Selektionskriterien« (ebd.) können nur von den Szenemitgliedern gelesen werden, weshalb aufgrund der Körper- und Bewegungspraktiken Grenzen zum Publikum gezogen werden, welches sich immer nur einen Teil des szenetypischen Stils (wie beispielsweise Kleidung) aneignen kann (vgl. Gugutzer 2004, S. 234–237).

Gebauer et al. (2004) schreiben darüber hinaus der *Coolness* eine vergemeinschaftende Funktion innerhalb der Stilgemeinschaften zu. Im Sinne eines »Elitismus« grenzen sich die Szenemitglieder durch ihre *Coolness* vom »Gewöhnlichen« ab. Trabant (vgl. 2001, S. 168, zit. n. Gebauer et al. 2004, S. 124) folgend übernimmt *Coolness* die Bedeutung des Begriffs »*Sprezzatura*«, der zur frühen Neuzeit von Castiglione in die höfische Literatur eingeführt wurde. Er bezeichnet die Fähigkeit, anstrengendes mühelos und leicht aussehen zu lassen. Ursprünglich hat das Wort so viel wie ein »Nicht-Achten« auf die eigene Handlung bedeutet und wurde auch mit »Lässigkeit« übersetzt, was natürlich nur möglich ist, wenn die Handlung so gut beherrscht wird, dass sie völlig von selbst ablaufen kann. Die Kunst der »*Sprezzatura*« ist gleichzeitig sichtbar und unsichtbar, das ist ihre Besonderheit. Ihre Sichtbarkeit zeigt sich darin, dass sie geschätzt wird und als Beurteilungsgrundlage dient. Unsichtbar ist sie, weil sie nicht als Kunst vorgeführt wird, sondern eher ein natürlicher Besitz ist. Indem die Trendsportler*innen es zum Maßstab ihres Handelns machen, drücken sie ein »Besserein« aus. Damit gehen sie über ein

einfaches Distinktionsverhalten hinaus. Mit dem Vorführen von »Sprezzatura« sehen sich die Stilgemeinschaften als eine Auslese, die »höheres Wissen und Können auszeichnet und als »natürlich« verbürgt«, und damit gleichzeitig als Auslesende (Gebauer et al. 2004, S. 124, Herv. i. O.).

Den Außenstehenden wird dies zur Bewunderung angeboten. Dabei fällt auf, dass in allen Variationen des Stils *Coolness* die Sportlichkeit als vereinendes Merkmal heraussticht. *Coolness* hat sich darüber hinaus als Stil in viele andere Felder hineingetragen. Der Stil ist eine Körperformung und wird zur Grundlage von Wiedererkennung und sozialer Bewertung. »Obwohl die Bewertungsschemata des körperlichen Handelns historisch entstanden und wandelbar sind, haben sie eine erstaunliche geschichtliche Kontinuität und Verbreitung über die Kulturen.« (Gebauer et al. 2004, S. 130). Über Epochen und Kulturen hinweg wird ein »niedriger Stil« mit dem »Gewöhnlichen« gleichgesetzt und »hoher Stil« mit dem »Noblen« assoziiert. »Ein so aufgefasster Stil einer bewegungsästhetischen »Aristokratie« wird aufgrund virtuoser Könnerschaft erworben und bewundert.« (Gebauer et al. 2004, S. 130, Herv. i. O.). Wenn Goffman mit der »Rollendistanz« ein auf Halt verzichtendes, tänzerisches Verhalten beschreibt, ohne den Halt jedoch zu verlieren, kennzeichnet er damit genau diesen Stil. Dabei bemerkt er jedoch laut Gebauer nicht, dass diese nicht ohne das Beherrschen von »Sprezzatura« oder »Coolness« zu haben ist. Die Rollendistanz der Könnenden nimmt das Publikum als Distanzierung vom vorschriftsmäßigen Erfüllen gesellschaftlicher Anforderungen war – jedoch nicht als Distanzierung von der jeweiligen sozialen Rolle.

Was üblicherweise mit Bedacht ausgeführt wird, erscheint als »leichtfüßiger Tanz« (Gebauer et al. 2004, S. 130). Die Szenerie des Auftretens eines solchen »Helden« (ebd.) der mühelos und ohne Aufregung zu verbreiten atemberaubende Kunststücke in der Half-Pipe, am Kite oder auf der Rampe vorführt ist gemeinhin bekannt, weil jede*r die »Aura« der idealerweise vorbildlichen Person wahrnimmt und ihren perfekten Stil erkennt. Sie fungieren innerhalb der Gemeinschaften als Stilvorbild und stehen sofort im Mittelpunkt, nicht nur wenn sie in Erscheinung treten. Die sich daraus ergebende Machtverteilung unterscheidet sich von der Art und Weise, wie im Vereinssport offizielle Rangfolgen hergestellt werden – wobei sich die (fehlende) Zwischenschaltung von Wertungsrichter*innen als ein zentraler Unterschied herauslesen lässt:

»Die Athleten müssen ihre Rangplätze in Wettkämpfen erwerben und verteidigen. Das Leistungsprinzip bewertet die Resultate von Handeln und schreibt dieses der Person als Verdienst zu. Bei der Bewertung mit Hilfe von Stilprinzipien kommt es hingegen nicht in erster Linie auf das Ergebnis der Handlung, sondern auf die Form an. Alle Spieler bewundern das Stilvorbild und erwarten, dass sie selbst von Außenstehenden bewundert werden, weil sie fähig sind, ihren Stil zu verwirklichen. Ihre Zugehörigkeit zu einer Stil-»Aristokratie« führt zu einer Erhöhung ihres

Selbstverhältnisses, die Sichtbarkeit der Spiele demonstriert die Macht des Stils. So kommt es, dass der Triathlet, unabhängig von seiner Leistungshöhe, schon weil er Triathlet ist, Anerkennung verbuchen kann: weil er die drei Sportarten, die methodische Lebensführung, die sportliche Fachkenntnis, die Technologie, den Kleidungscode, kurz: weil er einen exzentrischen Stil beherrscht. Obwohl es in diesem Stil sowohl Elemente der Askese als auch des sinnlichen Genusses gibt, lässt er sich weder als protestantische noch als hedonistische Gesinnung ausweisen. Der »aristokratische« Stil entsteht vielmehr aus dem Wunsch nach intensiver sinnlicher Erfahrung und stellt sich unter einen zivilisatorischen Selbstzwang, der eine scharfe Selbst- und Fremdbeobachtung ausbildet.« (Gebauer et al. 2004, S. 131f., Herv. i. O.)

Deshalb ist es auch möglich, dass Boarder*innen unabhängig von ihrem Leistungsniveau bereits Ansehen dafür erhalten, Boarder*innen zu sein – den exzentrischen Stil zu beherrschen. Die Stilvorbilder müssen im Gegensatz zu Vereinssportler*innen ihr »Besser-Sein« zwar darstellen, aber nicht in Leistungsvergleichen beweisen. Die Hoffnung der Mitglieder ihrer Stilgemeinschaft, dass etwas vom Glanz auf sie abfärbt, schütze sie dann auch vor ständigen Wettkämpfen und Leistungsmessungen (vgl. Gebauer et al. 2004, S. 124f. & 130ff.).

Die abschließende soziologische Deutung der Forschergruppe um Gebauer stellt den erhöhten Bedarf nach äußerlicher Differenzdarstellung auf der horizontalen Achse aufgrund des Endes der vertikalen Mobilität für eine neue Art von Elitismus in Rechnung. Die Körper- und Leibthematisierung, bei der Ästhetik und Stil in den Mittelpunkt gerückt werden, um die Zugehörigkeit zu dieser Elite beanspruchen zu können, schafft damit eine »Gemeinsamkeit der Haltungen im Inneren« (Gebauer et al. 2004, S. 132f.).

Gugutzer kommt indessen zu dem Schluss, dass sich in den Trendsportarten eine Entgegnung zu den von Elias beschriebenen körperlichen Fremdzwängen und Fremddisziplinierungen offenbart. Im Trendsport findet seiner Ansicht nach eine Körper- und Selbstthematisierung statt, was nicht gleichbedeutend mit einem Ende der Fremddisziplinierung sei. Die Sportler*innen erleben sich selbst als handlungsmächtig, was insbesondere mit Hilfe des Lernens durch leiblich-körperlichen Nachvollzug und das Ansprechen der kinästhetischen Sinne ermöglicht wird. Die Körpertechniken des Trendsports bieten demzufolge Möglichkeiten der individuellen und kollektiven Selbstfindung, da Fragen nach sozialer Zugehörigkeit und Identität beantwortet werden können. Abschließend weist Gugutzer darauf hin, dass der Trendsport aus der Perspektive des spürend-leiblichen Erfahrens weiter zu erforschen ist, was empirische Untersuchungen notwendig macht. (vgl. Gugutzer 2004, S. 237f.).

Die vorliegende Arbeit kann dazu einen Beitrag leisten und hat mit den bis hierher vorgenommenen hermeneutischen Untersuchungen einen Rahmen ge-

schaffen, der inhaltliche Klärung gebracht sowie Begrifflichkeiten geliefert und bisherige analytische Positionen dargestellt hat, die zum Verständnis des Leistens und des Trendsports dienen.

1.5 Anthropotechnische Aufklärung: Üben als Prinzip

Zum Abschluss der theoretischen Perspektiven auf die Kategorie Leistung soll die umfassende Betrachtung Peter Sloterdijks mit dem auffordernden Titel »Du musst dein Leben ändern« (2009), der Rilkes Sonett »Archaischer Torso Apollos« entlehnt ist, nicht unerwähnt bleiben. Wenn es eine Quintessenz aus der über siebenhundertseitigen Abhandlung geben kann, die es an dieser Stelle zu betrachten gilt, lässt sich diese wie folgt zusammenschmelzen: Der Mensch erzeugt sich im Üben (vgl. Sloterdijk 2009, S. 13).

Leistung zum Prinzip zu erklären bedeutet, es als eine grundlegende und zentrale Leit- und Bestimmungslinie menschlichen Handelns zu verstehen. »Wer Menschen sucht, wird Akrobaten finden.« – heißt es bei Sloterdijk (2009, S. 29). Mit dem Sinnbild der Akrobat*in ist Sloterdijks Sicht auf den Wesenskern des Menschen treffend zusammengefasst. Es ist das Streben nach neuen Höhen aus dem das übende Leben resultiert. Sloterdijk betrachtet den Menschen als Übenden. Durch dieses Üben wächst er über sich selbst hinaus. Es handelt sich um einen Selbstbildungsprozess, in dem das Tun auf die Individuen und die Kollektive zurückwirkt. Das sportliche Leisten spiegelt ebendieses Übungs- und Selbstbildungsprinzip wider. Die Leistung wirkt auf die Leistenden, der Sport auf die Sportler*innen. Leistung in den Mittelpunkt dieser Arbeit zu stellen, bedeutet insofern, die Perspektive Sloterdijks einzunehmen und den Blick auf das übende Leben zu richten. Während Sloterdijk eine Gesamtschau der Übungen vornimmt, fokussiert diese Arbeit auf den Bereich des Sports, und zugleich wird sich zeigen, inwiefern bereits in diesem Bereich ein umfassendes Menschsein konstituiert wird.

Im Sinne einer Wissenschaft vom Menschen versteht Sloterdijk das Üben als »Anthropotechnik«, als Technik des Menschseins. Den Ausgangspunkt nimmt sein Werk in der Kritik der Religion.

»Dem Märchen von der Rückkehr der Religion nach dem ›Scheitern‹ der europäischen Aufklärung muß eine schärfere Sicht auf die spirituellen Tatsachen entgegengestellt werden. Ich werde zeigen, dass eine Rückwendung zur Religion ebensowenig möglich ist wie eine Rückkehr der Religion – aus dem einfachen Grund, weil es keine ›Religion‹ und keine ›Religionen‹ gibt, sondern nur mißverständene spirituelle Übungssysteme [...]. Damit wird die leidige Unterscheidung zwischen ›wahrer Religion‹ und Aberglauben gegenstandslos. Es gibt nur mehr oder weniger ausbreitungsfähige, mehr oder weniger ausbreitungswürdige Übungssysteme-

me. Auch der falsche Gegensatz zwischen den Gläubigen und Ungläubigen entfällt und wird durch die Unterscheidung zwischen Praktizierenden und Ungeübten bzw. anders Übenden ersetzt.« (Sloterdijk 2009, S. 12, Herv. i. O.)

Das Wiederkehrende ist hingegen die »Einsicht in die immunitäre Verfassung des Menschenwesens« (ebd., S. 13), das in »symbolischen Immunsystemen und rituellen Hüllen existiert« (ebd.) und damit eine anthropologische Pointe hat. Marx und die Junghegelianer haben mit ihrer Ansicht, nach der sich der Mensch selbst erzeuge, den Blick bereits in genau diese Richtung gerichtet, lediglich habe ihr Fokus auf die Arbeit vernebelt, dass er dies durch sein »Leben in Übungen« tut (Sloterdijk 2009, S. 13, vgl. ebd.).

Mit seinem Vorhaben, die implizite in eine explizite, allgemeine Übungstheorie zu übersetzen, liefert Sloterdijk eine passgenaue Grundlegung für die hier vorgenommene Untersuchung, die ihren Fokus auf das Leistungshandeln des Menschen richtet und dabei zudem den Trendsport, die aktuellsten Übungen und Steigerungspraktiken, betrachtet (vgl. S. 17). Im Sinne der Ausweitung der Übungszone versteht Sloterdijk Übung wie folgt: »Als Übung definiere ich jede Operation, durch welche die Qualifikation des Handelnden zur nächsten Ausführung der gleichen Operation erhalten oder verbessert wird, sei sie als Übung deklariert oder nicht.« (Sloterdijk 2009, S. 14).

Der ethische Diskurs ist Sloterdijk zufolge in anthropotechnische Ausdrücke zu übersetzen, womit die modernen Kulturstudien bereits begonnen haben. Von der Selbsterzeugung des Menschen lässt sich nach Sloterdijk nur sprechen, insofern der Mensch als jener begriffen wird, der aus der Wiederholung entsteht. Beim späten Nietzsche sieht er einen Ansatz zu einer umfassenden Theorie des übenden Daseins – einer Lebensübungslehre (vgl. ebd., S. 13–17). Es geht Sloterdijk darum, explizit an den kumulativen Prozess der Aufklärung anzuknüpfen und das bisher implizite Übungswissen explizit zu machen (vgl. ebd., S. 17ff.). In einem ersten Schritt betrachtet Sloterdijk die Immunologie, nach der das Leben mit einer »autotherapeutischen« Dynamik ausgestattet ist, die eine biologische Ebene sowie sozio- und psycho-immunologische Praktiken beinhaltet (vgl. ebd., S. 20ff.).

An dieser Stelle können nur einige Gedanken dieses umfassenden Gangs der Explikation durch die Übungswelt herausgegriffen werden, die für die vorliegende Arbeit besonders interessant erscheinen. Und diese werden, wie die bisherigen einleitenden Absätze, verkürzt sein müssen. Nachdem Sloterdijk den Aufforderungscharakter von Rilkes Sonett als Aufriss genommen hat und damit ein Beispiel aus dem Bereich des künstlerisch-ästhetischen wählt, womit er die Form von Autorität heranzieht, die uns mit einer »nicht-repressiven« Form von »Rangdifferenz« konfrontiert, von der sich auch der*die Freiheitsliebende etwas sagen lasse (ebd., S. 37), geht er zur Darstellung von Nietzsches »Antikeprojekt« über. Rilkes Apollo verkörpert im Sinne eines *linguistic turns* bereits die Vertikalspannung, die zum zentralen

Thema der Abhandlung wird. Durch sein Sein wird die Statue zum selbst aussagenden Objekt. Der Körper spricht für sich, weil seine Botschaft verstanden wird. Das privilegierte Ding verkörpert sein Sein und entgeht damit dem »Geschwätz« und der zunehmenden »Beliebigkeit«, es offeriert glaubwürdige Sinnerfahrungen, weil das Ding für sich selbst spricht (vgl. ebd., S. 38f.). Die Bedeutung des Körperlichen ähnelt der Dimension der leiblichen Erfahrung, die Gugutzer (2004 & 2012) mit Blick auf die »spätmodernen Bewegungspraktiken« herausstellt, mit dem Unterschied, dass Gugutzer stärker auf die Selbsterfahrungsdimension schaut und Sloterdijk die Wirkung des für sich selbst sprechenden Körpers betont.

Die Ausführungen zu Nietzsches »Antike-Projekt« beginnt Sloterdijk mit Blick auf den Sport.

»Der Ausdruck ›Spätrenaissance‹, den ich zur Charakterisierung des immer noch zu wenig verstandenen, nach 1900 aufgebrochenen Sportkultphänomens vorgeschlagen habe, erweist sich als hilfreich, wenn es darum geht, die Intervention Nietzsches inmitten der Diskurse der in den Modernismus umschlagenden Aufklärung zu datieren.« (Sloterdijk 2009, S. 52, Herv. i. O.)

Die Rezeption Nietzsches führt Sloterdijk zu einer Reflexion des Renaissancebegriffs, den er prozesstheoretisch fasst und diese als »Zeitalter der ›Wiedergeburt‹« versteht (ibd., S. 54, Herv. i. O.). Nietzsche habe sich jedoch noch nicht im Mittelpunkt einer derartigen Zeit verstanden, die dabei war »ihre bildungsbürgerliche Definition zu sprengen« (ibd.). An dieser Stelle, an der die Renaissance auf die breite Masse übergreifen wollte, musste sie sich als »Wiederkehr der antiken Massenkultur offenbaren« (ibd.). Die zentrale Frage dieser Epoche nach einer Lebensform nach oder neben der christlichen ist kein Randdiskurs gewesen. Sloterdijk wendet diese Frage konkret dahingehend, inwiefern diese Lebensreformen aus Mustern der Antike inspiriert sind – der griechischen, römischen und eventuell aus der ägyptischen und indischen. Damit beginnt Sloterdijk den Prozess der Umdatierung von Nietzsche, der durch eine »Ausweitung der Renaissance-Zone« nicht erledigt ist (ibd., S. 55). Sloterdijk schreibt Nietzsche das Anliegen zu, aus der Neuzeit auszubrechen. Es gehe ihm um eine »radikale Allochronie, eine prinzipielle Anderszeitigkeit inmitten der Gegenwart.« (ibd.). Anders als bisherige Umdatierungen, die Nietzsche in die Moderne oder Postmoderne einordnen, positioniert Sloterdijk Nietzsche in die Antike, beziehungsweise in die Neo-Antike, als einer »Wiederholung« der Antike in der Moderne (ibd.). Jedoch meine Nietzsche damit keine einfache oder inszenierte Wiederholung der Antike, weil diese keiner Wiederholung bedarf. Hingegen erzeugt sie sich selbst stets aus sich selbst heraus und kehrt wieder. Damit wird die oder das Antike anstatt zu einer Zeit der Kulturentwicklung zu einer »Art von dauernder Gegenwart, einer Tiefenzeit, eine Naturzeit des Seins, die unter dem gedächtnis- und Innovationstheater der

Kulturzeit weiterläuft.« (ebd., S. 56). Die Terminologie »Renaissance« trägt demnach, insofern damit die Idee bezeichnet ist, nach der die Europäer die Aufgabe haben, »Leben und Lebensformen nach und neben den christlichen Lebens- und Lebensformdefinitionen zu entwickeln.« (ebd., S. 56f.). Dementsprechend geht es Sloterdijk um »die Freilegung der Antike als Modus einer nicht-geschichtlichen, nicht-vorwärtsgerichteten, nicht-progressiven Zeit« (ebd., S. 57). Aus dieser Perspektive zusammengefasst, ist der Fortschritt eine Illusion und der Kreis hält die Linie zum Narren (vgl. ebd.).

Nietzsche möchte einen Ausbruch aus dem Schema Antike – Mittelalter – Neuzeit. Ihn beschäftigt die Frage, wie die »unglückliche Form des Lebensaufschubs, der Jenseitsorientierung und des Zerwürfnisses mit den säkularen Tatsachen« überwunden werden kann (ebd., S. 58). Sloterdijk sieht Nietzsche als »Entdecker der asketischen Kulturen« (ebd.), wobei »das Wort *askesis* [...] im klassischen Griechischen schlicht ›Übung‹ oder ›Training‹ bedeutet.« (ebd., Herv. i. O.). Bei dieser Frage nach den »Daseinsstilen« oder »Kulturen« (ebd.) richtet sich der Blick auf die Gesunden und Kranken, wobei sich die Ersten durch Askesen steigern wollen und die Zweiten durch Askesen auf Vergeltung aus seien. Damit steht Nietzsche laut Sloterdijk am Anfang der modernen »Formen selbstbezüglichen Übens und Arbeitens an der eigenen vitalen Form« (ebd., S. 59). Für diese Übungen führt Sloterdijk den Ausdruck »Anthropotechniken« ein.

Weil Nietzsche sich in eine epochenübergreifende Antike einordnet, die »unter jeder mittelalterlichen und modernen Nichtantike, auch unter jeder Zukunft wartet« (ebd., S. 60), wird ihm eine externe Beobachtung möglich. Diese zeigt die Gesamtheit der Übungen, die unter den »Vertikalspannungen« stattfinden (ebd.). In seinem Hauptwerk »Zur Genealogie der Moral« beschreibt Nietzsche die kranken Askesen moralkritisch als beständige Tatsache der menschlichen Geschichte, die davon geprägt sind, dass sich die Menschen selbst wehtun und daran Vergnügen empfinden, worin sie von Religion und Priestertum geleitet werden. Sloterdijk folgend beherbergt der »asketische Stern« jedoch nicht nur die krankhaft Übenden, sondern all jene, die ihrem Leben unter »Anstrengungsprogrammen« Gestalt geben (ebd., S. 61). Üben muss als Leben und Überleben verstanden werden, das ohne »Wehleidigkeit« zu meistern ist – so der Anspruch Nietzsches (ebd., S. 62). Im Unterschied zu den pathologischen Asket*innen handeln Künstler*innen, Philosoph*innen, Krieger*innen und Athlet*innen unter ihren Lehrsätzen, weil sie diese als Weg zur optimalen Ausgestaltung sehen. Es geht Nietzsche darum, jene Übungen, die der Verbesserung dienen, von denen zu trennen, die von »Versagern, Böswilligen und Kranken« genutzt werden, um sich auf Podeste zu stellen, »Überlegenheitsgefühle« zu erzeugen und sich von ihrem eigenen »Kranksein und Scheitern abzulenken.« (ebd., S. 63). Die Asketologie schließt als allgemeine Übungstheorie alles ein und beschränkt sich nicht auf jene Anthropotechniken mit eindrucksvollen Ergebnissen, wobei Nietzsche die pathologischen Übungspro-

gramme ausführlicher betrachtet als die Gegenteiligen, worin sich laut Sloterdijk sein Interesse an der Selbstbehandlung ausdrücke (vgl. ebd., S. 64f.).

Der Sport steht damit für die »Entspiritualisierung der Askesen« und ist im 20. Jahrhundert zum zentralen Sinnbild von Leistung geworden (ebd., S. 65). Der Mensch verliert im humanistischen Zeitalter die Option, nicht möglichst viel aus sich zu machen. Der Unterschied zwischen jenen, die dieser Pflicht nachkommen und jenen, die dies nicht tun, wird immer deutlicher (vgl. ebd., S. 66).

»Daß der Grund der Ungleichheiten zwischen den Menschen in ihren Askesen liegen könnte – in der Verschiedenheit ihrer Stellungnahmen zu den Herausforderungen des übenden Lebens: dieser Gedanke ist in der Geschichte der Nachforschungen über die letzten Ursachen der Verschiedenheit zwischen Menschen nie formuliert worden.« (Sloterdijk 2009, S. 66)

Daraus folgt, laut Sloterdijk, dass sich Nietzsches Frage danach, »woran sich das Leben nach der Götterdämmerung noch orientieren« kann, mit dem Stichwort »Vitalität« beantwortet (ebd., S. 67). Sie selbst ist es, die den Unterschied ausmacht, und sie braucht keine überweltlichen Anziehungskräfte. Auch ohne Gott gibt es eine Vertikale, womit Nietzsche seine Aufgabe erfüllt hatte. Sloterdijk meint, dass Nietzsche die Erkenntnis seiner Fragen nach dem *Wohin* nicht nutzen konnte, nach der es gelte, die »Nebensachen ernst zu nehmen«, um die von der Hauptsache ausgehende Gefahr zu bremsen (ebd., S. 68). »Im Nebensächlichen höher zu steigen heißt dann in der Hauptsache voranzukommen.« (Sloterdijk 2009, S. 68).

Nach der Betrachtung einiger Exerzitien, wie dem »Pariser Buddhismus« und der Artistik Kafkas, gelangt Sloterdijk zu Pierre de Coubertins neu-olympischer Bewegung. Diese weist er in ihrer Stiftung als Kulturreligion aus, welche jedoch ihrem religiösen Modell entwachsen ist. Der neo-olympische Sport wird hingegen als die »umfassendste[n] Organisationsform für menschliches Anstrengungs- und Übungsverhalten« betitelt (ebd., S. 133). Sloterdijk nutzt auch diese Darstellungen, denen er jene zur Entwicklung der »Church of Scientology« als Gegenbeispiel zur Seite stellt, dazu, die Nicht-Existenz von Religion zu belegen. Die bislang als Religion missverstandenen Praktiken seien hingegen »anthropotechnische Übungssysteme und Regelwerke zur Selbstformung im inneren wie äußeren Verhalten« (ebd., S. 134). Das lateinische »religio« bedeutet nach seinem römischen Wortursprung wörtlich »Sorgfalt« (vgl. ebd., S. 140).

Als Quellen von de Coubertins Neo-Olympismus benennt Sloterdijk die Eurythmie Ruskins, die »Olympian Games« von Brookes, die in England seit Mitte des 19. Jahrhunderts stattfanden, sowie die Bayreuther Festspiele Wagners. Die 1889 in Paris abgehaltene Weltausstellung lieferte eine weitere Inspirationsquelle, womit die Globalisierung des Sports erklärt wird. De Coubertin hat dieser Sammlung seine »eigene[n] sozialtherapeutische[n] und pädagogische[n] Motive«

hinzugefügt (ebd., S. 142). Im 1894 abgehaltenen Kongress zur »Wiedereinsetzung der Olympischen Spiele« (ebd.) sind der vierjährige Turnus sowie die IOC-Präsidenschaft von de Coubertin auf Lebenszeit ebenso festgelegt worden wie zentrale Prinzipien, unter denen der Amateurismus das umstrittenste war. Er wurde 1976 abgeschafft. Der Enthusiasmus, der zum Programm des neuen Sportkults wurde, zeigte sich erstmals beim Einlauf des siegenden Marathonläufers – der neu gestifteten Disziplin – bei den ersten Spielen der Moderne in Athen. Sloterdijk beschreibt den emotionalen Ausnahmezustand im Stadion als Erscheinen der »Augenblicksgötter«, jene, »die keinen Beweis nötig haben, weil sie nur für die Dauer ihrer Manifestation existieren und nicht geglaubt, sondern erlebt werden« (ebd., S. 144). Die »Hierarchieumkehrung« verdeutliche sich darin, dass der Gewinner von den Kronprinzen auf ihren Schultern vor den sich vom Thron erhobenen König getragen wurde, womit sinnbildlich die Macht auf den Sportler übersiedelte (ebd., S. 145). Dass der Schafshirte, der hier als Sieger geehrt wurde, kein explizites Training vollzogen haben dürfte, wertet Sloterdijk als Beleg dafür, dass »sich der größte Teil allen Übungsverhaltens in der Form von nicht-deklarierten Askesen vollzieht« (ebd., S. 145). Später expliziert Sloterdijk, dass implizit alle üben und dass der Mensch gar nicht nicht-üben kann – stets stelle er zumindest durch Wiederholung sicher, zu bleiben wie er ist (vgl. ebd., S. 643). Sloterdijk zeigt weiter, wie de Coubertin die Verknüpfung von Religion und Sport zu einer »Religion der Athleten« vorantreibt. Es geht dabei um die Herstellung des Ausnahmezustandes mit sportlichen Mitteln, womit der Weg zur Eventkultur eingeschlagen wird. Die Absicht de Coubertins sieht Sloterdijk darin, die Menschen zeitweise aus ihrem Alltag herauszuholen. Anders als de Coubertin geplant hatte, brachte der moderne Olympismus das Gegenteil einer Verbindung von Sport, Religion und Kunst hervor, wie sie in der Antike zu finden war. Hingegen etablierte sich eine »Organisation zur Stimulierung, Lenkung, Betrauung und Bewirtschaftung primär thymotischer (stolz- und ehrgeizhafter), an zweiter Stelle erotischer (gierhafter, libidinöser) Energien« (ebd., S. 148). Die Schaffung von Funktionen diente dazu, möglichst viele zu binden, was für die Funktionäre in doppelter Hinsicht lukrativ wurde. Der Sport bot von nun an einen Raum für die »Neu-Wichtigen« (ebd., S. 149), der sie mitunter, durch Spenden von Bewerberstädten, zugleich zu »Neu-Reichen« (ebd.) gemacht habe. Die Vereine wurden zur Grundlage des Wettkampfsports im Zeitalter der Wettbewerbswirtschaft. Die Funktionäre behielten den »Fairneßpathos« »*pro forma*« bei (ebd., Herv. i. O.), nicht ohne zu bemerken, dass die Idee keines religiösen Überbaus bedarf, vielmehr konnte der neue Kult nur ohne diesen bestehen. Es ging fortan darum, die Eventmaschine auszubauen und die Massenkultur zu bedienen. Die olympische Idee taugte nicht zur Angebotsreligion. »Zum Gipfeltreffen der Athleten entzaubert, wurde sie als Massen-Attraktor unwiderstehlich.« (ebd., S. 150). Ein aktiver Verrat an de Coubertins Idee, »einer religiösen Synthese aus Hellenismus und Modernismus«, war nicht notwendig, da sie schlichtweg vergessen wurde

(ebd.). Damit zeigt der Olympismus wie sich eine als Religion gedachte Bewegung auf ihre »anthropotechnische Basis, wie sie sich in einem System gestufter Übungen und diversifizierter Disziplinen verkörpert, integriert in einen Überbau aus hierarchisierten Verwaltungsakten, routinisierten Vereinsbeziehungen und professionalisierten Medienrepräsentationen« zurückbesinnen kann (ebd., S. 150f.). »Von den Strukturmerkmalen einer ausgebauten ›Religion‹ bleibt nichts zurück außer der Hierarchie der Funktionäre und einem System von Exerzitien, die ihrer säkularen Natur entsprechend Trainingseinheiten heißen.« (ebd., S. 151, Herv. i. O.).

Auf dem Weg zu einer »akrobatischen Ethik« (ebd., S. 171) beschreibt die Anthropotechnologie »den Menschen als das Wesen, das im Gehege der Disziplinen lebt, der unfreiwilligen wie der freiwilligen – auch Anarchismen und chronische Disziplinlosigkeiten sind aus dieser Sicht nichts anderes als Disziplinen in alternativen Gehegen« (ebd., S. 173). Das dauerhafte auf sich selbst Einwirken der Menschen spricht für eine entsprechende »Ausweitung der Übungszone« (ebd., S. 174), wie sie Sloterdijk propagiert. Dieses Rückwirken auf sich selbst, das an sich selber Arbeiten, bei dem der Mensch an sich selbst ein Exempel statuiert, hat laut Sloterdijk Übungscharakter – auch wenn dies selten in dieser Weise deklariert wird. Die explizit Üben machen die asketische Existenz sichtbar.

»Sie schaffen die selbstbezüglichen Verhältnisse, die den Einzelnen auf die Mitwirkung an seiner Subjektivierung verpflichten. Sie alle haben für uns in anthropologischen Fragen Autorität, gleich, ob sie Bauern, Arbeiter, Krieger, Schreiber, Yogi, Athleten, Rhetoren, Zirkuskünstler, Rhapsoden, Gelehrte, Instrumentalvirtuosen oder Modelle sind.« (Sloterdijk 2009, S. 175)

Im Folgenden geht es um das »Hinaufpflanzen«, nach dem ein einfaches Fortpflanzen nicht das evolutionäre Ziel sein könne (vgl. ebd., S. 176–179). Erneut werden die Anleihen hierfür bei Nietzsche gemacht, dessen *Zarathustra* mit seinen Denkanstößen zum Motiv des Kinderwunsches das »Hinauf« zum Sinn erklärt, wonach es gelte ein Kind zu erschaffen, »das mehr ist als die, die es schufen...« (Nietzsche 1883, zit. n. Sloterdijk 2009, S. 177). Der »Übermensch« ist ein artistisch-akrobatisches Projekt, nach dem es nicht um einfache Wiederholung gehen dürfe. Zur Disposition steht im Anschluss, was als »hinauf« zu verstehen ist, wie also die Horizontale von der Vertikalen zu unterscheiden ist, was demnach eine Leistung kennzeichnet und sie *über* eine andere stellt (vgl. ebd., S. 179). Sloterdijk stellt die Frage, wie Nietzsche im Unterschied zur bisherigen Tradition die Steigerung zum zentralen Wert erklärt. Nietzsche setzt dafür das Ende der Monarchien voraus, wobei das »Oben« als Anziehungspunkt bestehen bleibt. Jedoch wird dadurch die Frage nach dem Inhalt und den Kriterien des »Oben« virulent. Es gilt demnach ein Wesen zu finden, welches das Gewöhnliche überschreitet, um diese Lücke zu füllen. Dafür kommt laut

Sloterdijk nur der Akrobat⁹ in Frage. »Mit ihm hat vor langer Zeit die Unterwanderung des menschlichen durch das radikal Künstliche eingesetzt – könnte er die Figur sein, für die nun große Zeiten anbrechen?« (Sloterdijk 2009, S. 182). Zarathustras Begegnung mit einem Seiltänzer weist ihn auf die Dressur hin, die der Mensch Richtung »Übermensch« vollzieht und ihm das Hinaufschauen der Zuschauenden sichert. Er wird durch sein »gesteigertes Können und dessen Exposition in totaler Sichtbarkeit« (ebd., S. 183) zur Prominenz, einem »sehenswürdigen Menschen« und zum »Monstrum (von lateinisch *monere*, ein Mahnzeichen aufrichten)« (ebd., Herv. i. O.). Damit sichert Nietzsche die Möglichkeit der neuen Tatsachen, zu denen sich das Aufblicken auszahlt. Der »Übermensch« ist jener Artist, der die Blicke in die Dimension des oben zieht, in der er handelt. »Für ihn heißt Dasein – da oben sein.« (ebd., S. 184).

Nach einem Ausflug in die scheinbare Polarität von Natur und Kultur und den Darwinismus kommt Sloterdijk zu dem Schluss das »Über« auf die »wachsenden Unwahrscheinlichkeiten« und das Überleben zu beziehen (ebd., S. 187). Sofern der Mensch nicht in einer Endstufe stagniert, stabilisiert er die Unwahrscheinlichkeit seines Überlebens. »Nimmt man an, dass eine stabilisierte Unwahrscheinlichkeit umgehend zum Basislager weiterer Aufstiege wird, so hat man die Grundlagen zum Verständnis der evolutionären Drift in Richtung auf den Gipfel des *Mount Improbable* gewonnen.« (ebd., S. 187). Die Evolutionsbiologie und die »Artisten-Metaphysik« schlagen in die gleiche Kerbe. Sie betrachten mit Natur und Kultur zwei Phänomene desselben Spektrums, wobei die Schwelle zwischen beiden Phänomenen klein und irrelevant erscheint. Einzig könne die Kultur die Evolution beschleunigen, was die Natur nicht kann (vgl. ebd., S. 187f.).

»Beim Übergang von der genetischen zur symbolischen oder ›kulturellen‹ Evolution akzeleriert sich der Gestaltprozeß bis zu dem Punkt, an dem die Menschen auf Erscheinung des Neuen zu Lebzeiten aufmerksam werden. Von da an nehmen Menschen zu ihrer eigenen Innovationsfähigkeit Stellung – und zwar bis vor kurzem fast immer ablehnend.« (Sloterdijk 2009, S. 189, Herv. i. O.).

Anders als die Strukturen und Organisationen, die im Hinblick auf das Neue ihre Schwierigkeiten und Ängste haben, spricht Sloterdijk dem Menschen eine dem Neuen zugeneigte Haltung zu, was Kulturen vor einen Widerspruch stellt. Stabile Kulturen praktizieren deshalb eine Einverleibung des Neuen ins Alte, als wäre es immer schon da gewesen und als gehöre es zur eigenen Mitte. Damit werde das eindringende Neue unsichtbar gemacht. Die »Positivierung des Neuen« (ebd., S. 190) seit Mitte des 15. Jahrhunderts stellt demzufolge eine zentrale Veränderung im Wertesystem

9 Aufgrund der folgenden Zitate Sloterdijks wird hier und im Folgenden auf eine gendersensible Ausdrucksweise verzichtet.

dar, welche die Trendverschärfung, die Nietzsche unternimmt, erst ermöglicht (vgl. ebd., S. 191). Er verstärkt den »Kult des Neuen [...] zum Dogma der Innovation ohne Grenzen« (ebd.). Als er den *Mount Improbable* aus dem Nebel hervorscheinen sah, wurde ihm zugleich »die Relativität der Höhe bewußt.« (ebd.). Daraus resultiert, dass immer neue Aufgaben aus den Ergebnissen hervorgehen, um der Gewohnheit zu entgehen. Schöpfende überführen die erste Bewegung erneut in den Prozess. Lebensbejahung und Hinaufpflanzung heißt demzufolge, das Unwahrscheinliche noch weiter zu erhöhen und Hindernisse zu besiegen, um jede Generation zum Aufstieg um eine weitere Stufe zu bewegen. Die Steigerung muss dabei nach oben hin offen sein, weil das Gesteigerte aufgrund des kulturellen Prozesses nach kurzer Zeit als Normalität erscheint und dann bereits für die breite untrainierte Masse zugänglich ist, was zuvor den Wenigen vorbehalten war (vgl. ebd., S. 192ff.).

Sloterdijk sieht im Anspruch Nietzsches die »Asketik wieder vernatürlichen« (Nietzsche 1887 zit. n. ebd.) einen »generalisierten Akrobatismus« (ebd., S. 194). Sloterdijk betont, dass dieser Anspruch – auch für Philosoph*innen – impliziert, den Körper mitzunehmen, weil die Materie vom Geist bewegt wird. »Artistik ist die Somatisierung des Unwahrscheinlichen.« (ebd., S. 195). Sie übersteigt das Dagewesene. Die Akrobatik steht ihrem Wortursprung nach für die »Gegennatürlichkeit« des Gehens auf Zehenspitzen »(akro = hoch, zuoberst und bainein = gehen, schreiten)« (ebd.). Sloterdijk meint, dass sich der Extremsport aus ungeklärten Gründen von diesem Begriff zu distanzieren versucht, der sich von der Hochseil-Akrobatik auf andere Formen der Darbietung ausgeweitet hat (vgl. ebd., S. 199).

Bei einer Betrachtung der Ausdrücke der Vertikalität ist Nietzsches »Übermensch« nur ein »Über-Wort« neben dem freudschen »Über-Ich«, dem Darwinistischen »Überleben« und vieler weiterer im 19. und 20. Jahrhundert geschöpfter Wörter. Sloterdijk macht deutlich, dass das Christentum als Ursprung des Begriffs »Übermensch« auszumachen ist, was Nietzsche laut Sloterdijk nicht zu bemerken schien (vgl. ebd., S. 202ff.).

Nach weiteren Ausflügen in die psychologischen Dimensionen und Theorien des Leistens beschäftigt sich Sloterdijk mit dem Ursprung des Leistungsbegriffs, dem Leistungswort, »*sophronein*« (ebd., S. 272, Herv. i. O.), wobei es um verständig sein geht. Um die Bedeutung des Wortes zu verdeutlichen, geht Sloterdijk auf seine Entwicklung ein, die im Zusammengang mit dem Verhältnis von Denken und Wachen, der Aufspaltung von Teilbedeutungen, sowie der Seinsvergessenheit steht.

Sloterdijk beginnt seine Ausführungen bei Heraklit, bei dem die Leidenschaften und die Gewohnheiten noch zu einer Kategorie gehören. Obwohl von »*paideia*« noch nicht gesprochen werden könne, taucht hier bereits der Gedanke auf, dass es »im Prinzip allen Menschen [...] gegeben wäre, sich selbst zu erkennen und verständig zu sein« (ebd., S. 270). Hier sind, im Gegensatz zur gegenwärtigen Rationalitätskultur, auch das »Wachsein, das Verständigsein und das Horchen auf den Logos« (ebd.) zusammengehörig, anstatt es auf verschiedene Disziplinen aufzuteilen.

Es wird vermutet, dass die damalige Gleichsetzung von Wachen und Denken mit der Bedeutung der nächtlichen Himmelbeobachtung zusammenhängen könnte, die zur geistigen Nachtarbeit einlud. »Das mit dem Denken vereinte Wachen« (ebd., S. 171) wird als die bedeutendste Askese der Philosophie der ersten Stunde bezeichnet. Sie ist daher »pure Disziplin«, weil sie als »wachendes Denken« eine »Akrobatik der Schlaflosigkeit« ist (ebd.). Sie bringt »den Denker mit dem immerwachen Logos« zusammen (ebd.). Es heißt dazu, dass die »Schlafbefangenen«, die in ihren Eigenwelten verbleiben, nicht verstehen, wenn die »Nichtschläfer« zu ihnen über den durch alles wirkenden Logos sprechen, obwohl auch sie in das Eine eingetaucht sind (ebd.).

Heidegger versuchte das »Philosophieren in den ›vorsokratischen‹ Zustand zurückzusetzen, in dem vorübergehend eine Einheit von Wachen und Denken möglich gewesen war« (ebd., S. 272, Herv. i. O.). In dieser Begriffsentwicklung ist die Abspaltung und Zerlegung in Teilbedeutungen zu sehen. In einem schon vor 2500 Jahren schnell voranschreitenden Prozess erstarrten immer mehr Verben in Substantiven, was Sloterdijk als Anzeichen der »Seinsvergessenheit« deutet (ebd., Herv. i. O.).

»Insbesondere verlor das archaische Verbum *sophronein*, verständig sein, das eleganteste Leistungswort der alten Welt, bei seiner Gerinnung zu dem Substantiv *sophrosyne*, das die Tugend der Besonnenheit inmitten einer Gruppe anderer Tugenden bezeichnet, seine durchdringende Energie und intime Appellwirkung.« (Sloterdijk 2009, S. 272, Herv. i. O.)

Statt der Betrachtung von Ereignissen fokussieren die neuen Begriffe auf ihr eigenes Konstruiert-Sein. Daraus ergibt sich auf tieferer Ebene der Unterschied zwischen dem Denken des »Ostens« und des »Westens«. Während Letzterer ein »Denken ohne Wachen« (ebd., S. 272) kultivierte und sich dem Primat der Wissenschaft verschrieb, gelte im Erstgenannten ein »Wachen ohne Wissenschaft« als Ideal, bei dem es um »Erleuchtungen ohne begriffliche Präzisierungen« gehe (ebd., S. 273). Heideggers Ansinnen resultierte in einem »Konzept von ›Denken‹, das deutlich näher beim meditierenden Wachen als bei der Konstruktion oder Dekonstruktion von Diskursen lag« (ebd., Herv. i. O.). Das aus Sloterdijks Sicht bestehenbleibende Ziel, zu dem Heidegger aufgebrochen war, der Umwandlung der Bewusstseinsphilosophie in eine »welthaltige Wachheitsphilosophie«, ist es, das Denken in eine »Wachheitsübung ohne Rückschritte hinter das Niveau der modernen Rationalitätskultur« zu vollziehen (ebd.). Da Heidegger dieses Ziel nicht erreicht habe, sei die Philosophie des 20. Jahrhunderts an diesem Anspruch gescheitert, weshalb sie zahlreiche Schützlinge an die Psychotherapie verloren habe, die umsetzbare Varianten des infrage stehenden Verhältnisses von Wissen und Wachheit entwickelt hat. Die Möglichkeit der Wiederherstellung der Verbindung von Wachen und Denken hat nach Heideg-

ger insbesondere Foucault aufgenommen, bei dem Sloterdijk, zusammen mit jenem Werk von Carl Friedrich von Weizsäcker über *Zeit und Wissen*, die gelungenste Annäherung an dieses Ziel sieht (vgl. ebd., S. 270–275).

Der Gang der anthropologischen Aufklärung, den Sloterdijk nachzeichnet, und in die Anthropotechnik übersetzt, geht weiter über eine Betrachtung der Lehrenden der »Übertreibungskunst« (ebd., S. 424) und des »Sich-Operieren-Lassen« entgegen eines »Sich-Operieren« (ebd., S. 589) bis hin zur »Verdopplung des Menschen in Androiden und ihre menschlichen Beobachter« (ebd., S. 564). Sloterdijk sieht die Anfänge der »artifiziellen Menschenformung« (ebd., S. 563) bereits im 18. Jahrhundert bei Comenius, der die Schule als »Maschine« für »vollendete Reproduktionen« (ebd.) gesehen habe. Sloterdijk deutet die Moderne als hyper-verschult und sieht eine Verzahnung der Disziplinen über die Teilsysteme hinweg (vgl. ebd., S. 567). An dieser Stelle macht Sloterdijk deutlich, dass Plessners »exzentrische Positionalität« (ebd., S. 564) mehr ist als ein triviales Sich-(Hinein)-Versetzen in Andere, ihren Standpunkt und ihre Perspektive oder ein »Aus-sich-heraus-Treten« (ebd.). Die Möglichkeit zur »Herstellung von Menschenautomaten« rufe schockbedingt das »Exzentrik-Bewußtsein der Modernen« hervor (ebd.). Aufgrund des Aufkommens des »androidischen Es« als »Beseelung« und Entmystifizierung des menschlichen Daseins drohe dem »menschlichen Ich« die »Entseelung« (ebd., S. 566). Schlussendlich führt Sloterdijks Auseinandersetzung zur Frage nach der Unterscheidung von Übungen und Fehlübungen, wobei die Trennlinie an der Wiederholung verläuft (vgl. ebd., S. 639).

Der Blick der vorliegenden Arbeit auf den *Trendsport* rückt ebenjene Anthropotechniken, die versuchen, sich der Wiederholung zu widersetzen, in den Aufmerksamkeitshorizont und greift damit Sloterdijks Perspektive auf. Die wahren Pioniere des Gebiets erproben sich darin, das Unwahrscheinliche zu erreichen und setzen, ähnlich wie Gebauer (1972), der das Abweichen von sozialen Standards in den Fokus seines Leistungsbegriffes rückt, die Überbietung des Etablierten zum Ziel. Zugleich ist klar, dass mit der methodologischen Ausrichtung der empirischen Arbeit auf die Perspektiven der einzelnen Akteur*innen im Sinne der Grounded Theory Methodologie andersartige Einblicke in das leistende Tun zustande kommen, als es die gelehrte Gesamtschau Sloterdijks über die Übungsgeschichte aus anthropotechnischer Sicht ermöglicht hat. Die von Sloterdijk eröffnete Perspektive der Selbsterzeugung im Üben entwickelt ihre Tragweite für das Verständnis und die Betrachtung des sportlichen Leistens vor allem aufgrund des entstehenden Weitblicks auf die Frage nach dem Wesen des Menschen und seiner Kultur. Zugleich haben sich in der Auseinandersetzung mit dem gehaltvollen Werk weitere Konkretisierungen des Leistungsverständnisses gefunden, welche von der Selbsterzeugung über einen weiteren Blick auf den Olympismus, die Aufklärung, die Kultur der Moderne als Neo-Antike bis zurück zum archaischen Verständigsein reicht.

Sloterdijks Werk über die Anthropotechniken ist für die Betrachtung des sportlichen Leistens in vielerlei Hinsicht relevant. Ihr technisches Merkmal ist die »Meisterung des Verfahrens, das in diskreten, expliziten und kontrollierten Schritten das gewünschte Ergebnis erbringt« (ebd., S. 542). Für die vorliegende Arbeit ist abschließend der von Sloterdijk als »relative Freiwilligkeit des Leides an der Disziplin« (ebd., S. 570) beschriebene Charakter der Anthropotechniken zu betonen. In Künstler*innen sieht er mit foucaultscher Perspektive weniger den »Fall von »Disziplinarmacht« (ebd., Herv. i. O.), sondern vielmehr Passionen. Dementsprechend ist die neuzeitliche Kunstgeschichte nicht allein als Werks-, sondern als Übungs- und Passionsgeschichte zu verstehen (vgl. ebd., S. 571f.). Dies inkludiert ebenfalls die Betrachtung der Entdisziplinierung, die als Teil der Entstehung hoher Kunst ebenfalls als angewandte Askese zu betrachten ist. Es geht damit explizit um die technische Frage nach dem Entstehungsprozess und weniger um das Werk als Ergebnis.

Mit dieser Perspektive und der Frage nach der Entdisziplinierung ist erneut die Parallele zum Trendsport aufgemacht, der mitunter gängige Leistungsweisen konkurrenziert, was nicht die Bedeutung des Leistens in Frage stellt, sondern vielmehr die Frage nach der Ausgestaltung desselben aufwirft. Ebenfalls geht die vorliegende Arbeit die Ausrichtung des Fokus auf den Prozess mit, anstatt auf die Werke und Ergebnisse zu schauen. Indem das *Prinzip Leistung* in den Blick genommen wird, geht es um *Facetten*, zugrundeliegende *Handlungsstrategien und Deutungsmuster* der Akteur*innen. Die Leistung wird nicht auf das Ergebnis oder einen engen Erfolgsbegriff reduziert. Vielmehr wird das Augenmerk auf den Prozess des Leistens, die Anthropotechniken, gerichtet, um sich von dort aus an die Frage nach dem *Verständnis von Leistung* anzunähern. Es wird im Analyseteil dieser Arbeit demzufolge an erster Stelle um das *leistende Tun* gehen, darum, *wie dieses gestaltet* wird und unter welchen *Bedingungen* und in welchen *Kontexten* dies geschieht, sowie darum, *was* daran für die Akteur*innen besonders *relevant* und *sinnstiftend* ist. Dementsprechend geraten die interkategorialen *Zusammenhänge* des sportlichen Leistens in den Aufmerksamkeitshorizont, wie beispielsweise jener von Gesundheit und Leistung oder Gemeinschaft und Leistung. Gerade in diesem Zusammenspiel werden die *Bedeutungen* angenommen, die das Leisten für die Leistenden hat. Auf diese Weise geraten – auch im Sinne von Sport als Kunst – *vielfältige Perspektiven des Steigerns* in den Blick. Dieses wird ganz im Sinne Sloterdijks als Prozess der *Selbstbildung* und des *über sich Hinauswachsens* betrachtet.